Meyer’s Universum

oder

Abbildung und Beschreibung

des

Sehenswertesten und Merkwürdigsten

der

Natur und Kunst

auf der ganzen Erde.

———

Neunzehnter Band.

———

Hildburghausen und New York.

Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut

———

1857.

Zusätzlich versehen mit Abbildungen von Personen, Ereignissen und Artefakten,

bearbeitet und herausgegeben

von

Rudolf Kreutner

Schweinfurt

2020

Inhalt

Inhalt ... 1
Urheberrecht ... 3
Lizenz: ... 3
Vorbemerkung des Herausgebers ... 4
Paris
Paris. ... siehe hierzu Bd. IX, S. 300
Die Grabmäler der Könige zu St. Denis. ... siehe hierzu Bd. IX, S. 308
Der Mount Jefferson
Mount Jefferson. ... 6
Tours
Der Dom von St. Gatien in Tours. ... 9
Kuba, Havanna
Bahia-Honda auf Cuba. ... siehe hierzu Bd. VIII, S. 77
Las Posas auf Cuba. ... siehe hierzu Bd. VIII, S. 79
New York
Die *Wall-Street* in Newyork. ... siehe hierzu Bd. II, S. 221
Astor-House in Newyork ... siehe hierzu Bd. II, S. 227
Die Bai von Newyork ... siehe hierzu Bd. II, S. 233
Ostia
Ostia. ... 11
Chihuahua
Chihuahua. ... 14
Jerusalem
Griechenchor der Calvarienkirche zu Jerusalem ... siehe hierzu Bd. II, S. 480
Auch
Auch in Frankreich. ... 17
Saint Louis
Saint Louis am Mississippi. ... 22
Das Rathhaus (Court-House) in St. Louis. ... 26
Der Hudson
Die Pallisaden des Hudson. ... siehe hierzu Bd. XVI, S. 38
Frankfurt/Oder
Frankfurt an der Oder. ... 32
München
Der Eisenbahnhof in München. ... siehe hierzu Bd. III, S. 224
Der Spitterfall
Der Spitterfall. ... 37
Harper's Ferry
Harper's Ferry. ... 39
Schloß Habsburg
Haus Habsburg*). Aus der Nachricht vom Tode des alten Radetzky. ... 42
Burg Prunn
Schloß Brunn (Prunn) im Altmühlthale. ... 45
Saint Charles
Saint Charles am Missouri. ... 48
Der Sund, Schloß Kronborg
Der Sund. ... siehe hierzu Bd. IX, S. 120

Chur
Chur. 50
Independence
Independence-Courthouse..... 58
Château d'Amboise
Schloß Amboise an der Loire..... 60
Der Lehigh
Waldbild am Lehigh*) in Pennsylvanien..... 63
Kansas City
Kansas..... 65
Nîmes
Pont du Gard bei Nismes.....siehe hierzu Bd. VII, S. 239
St. Petersburg
Zarskoe in Rußland..... siehe hierzu Bd. III, S. 375
Nicaragua
Chagres in Mittelamerika..... siehe hierzu Bd. XIV, S. 227
Cetinje
Cettinje..... 72
Orange
Der Mariusbogen bei Orange..... 81
Die New-York-Erie-Eisenbahn
Die Kaskadenbrücke auf der Eriebahn.....siehe hierzu Bd. XV, S. 170
Helsinki und Suomenlinna
Sweaborg und Helsingfors.....siehe hierzu Bd. XVII, S. 54
Dresden
Das neue Museum in Dresden. ..... siehe hierzu Bd. IV, S. 142
Die Prairie
Die Prairie..... 83
Boston
Der Leuchtthurm bei Boston..... siehe hierzu Bd. IV, S. 85
Casas Grandes
Casas Grandes in Mexiko. 90
Washington
Das neue Capitol zu Washington..... siehe hierzu Bd. I, S. 209
Wien
Die Brigittenau.....siehe hierzu Bd. V, S. 179
Padua
Padua..... 92
Die Viamala
Die Viamala in Graubünden. 97
Der Missouri
Dorf der Mandan-Indianer am oberen Missouri. ..... siehe hierzu Bd. XVI, S. 73
Louisville
Louisville. 101
Rožnov pod Radhoštěm/Rosenau u. d. Radhoscht
Roznau. 108

Urheberrecht

Die durch den Bearbeiter erstellten Inhalte unterliegen dem deutschen Urheberrecht. Die Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und jede Art der Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtes bedürfen der schriftlichen Zustimmung des Bearbeiters. Downloads und Kopien dieses Werks sind nur für den privaten, nicht kommerziellen Gebrauch gestattet. Soweit die hier präsentierten Inhalte nicht vom Bearbeiter erstellt wurden, werden die Urheberrechte Dritter beachtet. Insbesondere werden Inhalte Dritter benannt. Sollten Sie trotzdem auf eine Urheberrechtsverletzung aufmerksam werden, bitten wir um einen entsprechenden Hinweis. Bei Bekanntwerden von Rechtsverletzungen werden derartige Inhalte umgehend entfernt.

Lizenz:

Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung - Nicht-kommerziell - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 3.0 Deutschland Lizenz

Vorbemerkung des Herausgebers

Ein ausführliches Vorwort steht dem Ersten Band voran; ein Hinweis auf die auch für diese Bearbeitung relevanten Literaturnachweise findet sich dort im Post Scriptum.

Die Texterfassung erfolgte auf der Grundlage der von Herrn Peter Ketsch (Berlin) auf seiner Internetplattform „Enzyklothek“[1] zur Verfügung gestellten „Universum“-Ausgaben, die fast sämtliche Bände als PDF-Dateien mit unterlegtem OCR-Text umfaßt, was die mühselige Arbeit des Abtippens zum größten Teil ersparte. Der aus der PDF-Vorlage kopierte im Antiqua-Format vorliegende Text erforderte nun ‚nur‘ noch entsprechende Korrektur- und Formatierungsdurchgänge, wofür – bis auf das für das „Universum“ charakteristische Querformat der Seiten – den Vorgaben Meyers möglichst genau Folge geleistet wurde.

Hauptquelle für die Erläuterungen bildeten die verschiedensprachigen Portale von Wikipedia, ergänzt durch weitreichende eigene Internet-, Lexikon-, Wörterbuch- und Literaturrecherchen. Im Falle eines direkten Bezuges zu einer Internetquelle wurde diese als Link in der jeweiligen Anmerkung angeführt.

Für die prosopographischen Einlassungen wurde neben Wikipedia auch auf das von der DFG über das Leibnitz-Informationszentrum Wirtschaft zur Verfügung gestellte „World Biographical Information System“ zurückgegriffen.

Allgemein bekannte historische Persönlichkeiten wurden jeweils nur einmal kurz erläutert.

Literaturzitate wurden anhand des reichhaltigen Angebots der entsprechenden Portale wie Deutsches Text-Archiv (DTA), Google Books, Archive.org, HathiTrust, Münchener Digitalisierungszentrum (MDZ) sowie eigener Bibliotheksbestände autoptisch überprüft.

Da die Anmerkungen alle relevanten bibliographischen Angaben für Zitate bzw. Verweise enthalten, wird auf ein gesondertes Literaturverzeichnis verzichtet.

Die für die großen Städte zusammengestellten Artikel finden sich alle im Band der ersten Erwähnung. Residenzstädten wie Coburg, Innsbruck, London, München oder Paris etc. wurden zumeist auch die in der näheren Umgebung befindlichen Schloßanlagen hinzugefügt.

Bei Meyers freier Zitierweise muß leider davon ausgegangen werden, daß so mancher Literaturnachweis „durch die Lappen“ gegangen sein dürfte.

Nicht wenige der Örtlichkeiten wurden mit Hilfe von Google Maps überprüft und damit zweifelsfrei identifiziert.

Auf Ortsnamen wurde in der Regel nur dann näher eingegangen, wenn sich deren Schreibweise geändert hat.

Auf Artikel, die wegen der thematischen Anordnung im selben Band an andere Stelle stehen, wird nicht eigens verwiesen.

Gebäude aus dem Mittelalter, deren Baugeschichte sich oftmals über Jahrhunderte hinzog, blieben bis auf wenige Ausnahmen bei den Erläuterungen unberücksichtigt.

Transliterationen aus dem Osmanischen wurden im Wesentlichen nach der Istanbuler İslâm Ansiklopedisi (İA) vorgenommen; die Umschrift einzelner Begriffe wurde zumindest teilweise aus den untengenannten Wörter- bzw. Lehrbüchern rekonstruiert.

Als Quellen für die osmanische Schreibweise dienten:

- Hindoğlu, Artin [(1780-1840?)]: Theoretisch-practische Türkische Sprachlehre für Deutsche, […]. Wien: A. v. Schmid 1829.
- Frashëri, Sami [(1850–1904)]: Dictionnaire Turc-Français. Constantinople: Mihran 1883.
- Redhouse, James W. [(1811–1892)]: A Turkish and English Lexicon […]. Constantinople: A. H. Boyajian 1890.

Die Transliterationen aus dem Arabischen erfolgten durchgängig nach dem Regelwerk der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (DMG), die der kyrillisch geschriebenen slavischen Sprachen

[1] https://www.enzyklothek.de/einheitstitel/meyers-universum.

nach der einschlägigen Tabelle[2] der Universität zu Köln. Für das Hebräische wurde nach Möglichkeit auf die Vorgaben der „Deutschen Bibel-Gesellschaft“[3] zurückgegriffen.

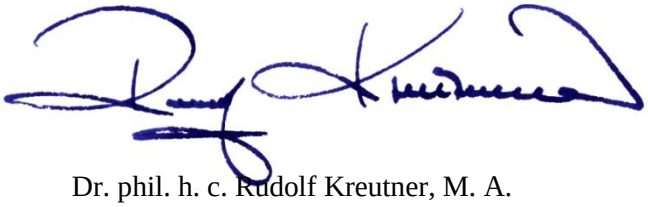
Die Sprachbezeichnung „griech.“ bezieht sich der Regel auf altgriechisch (bei „hebr.“ auf biblisch-hebräisch). Wo es für das Textverständnis angebracht erschien, wurde in den Anmerkungen eigens zwischen alt-, mittel- und neugriechisch unterschieden.

Da bei Meyer oftmals nicht ersichtlich ist, welche Längen- bzw. Streckenmaße er gerade verwendet, möge man sich an folgenden ungefähren Vergleichs- bzw. Richtwerten orientieren:

- 1 Wegstunde/Post- oder geometrische Stunde = ½ Meile = 12.703 Fuß (bayr.) = 3.707,49 Meter. Bei Joseph Meyer wird sie allerdings auch häufig mit ca. 7,5 km angesetzt.
- Der Pariser Fuß zu 32,48 cm, der rheinische Fuß zu 31,39 cm (beide Maße verwendet Joseph Meyer gerne) und der engl. zu 30,48 cm.
- Die preuß. Meile zu 7,5325 km, die geographische zu 7,4204 km, die österr. Postmeile zu 7,5859 km und die engl. Meile zu 1,6093 km.

Der Herausgeber verfügt über die Bildrechte an sämtlichen hier präsentierten Abbildungen.

Mein aufrichtiger Dank für wertvolle Hinweise und tatkräftige Unterstützung gilt Herrn Peter Ketsch (Berlin), Frau Elfriede Kreutner (Schweinfurt), Herrn Martin Kreutner (Schweinfurt), Frau Dr. Karin Rhein (Schweinfurt), Frau Kyoko Shibasaki M. A. (柴﨑香子) (Düsseldorf) und Frau Prof. Dr. Claudia Wiener (München). Ihnen sind Herausgeber und Leser zu herzlichem Dank verpflichtet.



Dr. phil. h. c. Rudolf Kreutner, M. A.

P. S.: Eine erste, autobiographisch geprägte Teilbearbeitung von „Meyer Universum“ kann eingesehen werden (dort finden sich die im Wesentlichen auch für diese Bearbeitung relevanten Literaturverzeichnisse) unter:

http://d-nb.info/1202736416
bzw.
https://archive.org/details/Begegnungen_im_Universum

[2] http://slavistik.phil-fak.uni-koeln.de/fileadmin/slavistik/Mitarbeiter/Buncic/translit.pdf.

[3] https://www.bibelwissenschaft.de/startseite/.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 13f.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Zwölfter Band. Dritte Folge, zweiter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 156 S. 8°. S. 103-105.

Mount Jefferson.

Unser Bild versetzt uns auf den Mount Washington, den höchsten Berg der „Nordamerikanischen Schweiz" in New-Hampshire. Auf seinem Scheitel (6226 Fuß[4] über dem Meere) gewährt er einen Rundblick, von dem die Kunst uns denjenigen Theil wiederzugeben versucht hat, der uns den Gipfel des Mount Jefferson in seiner Höhe von 5657 Fuß als Hauptgegenstand zeigt.

Die „Weißen Berge", diese Alpen der Union, haben als eine geschlossene Kette eine Ausdehnung von nur drei bis vier deutschen Meilen[5]. Innerhalb derselben erheben sich, neben dem Washington[6] und Jefferson[7], als andere angesehene Bergpräsidenten: der Adams[8] von 5759, der Madison[9] von 5415, im Nordosten des Washington, und der Mount Monroe[10] von 5349, der Franklin[11] von 4850, und der Mount Pleasant[12] von 4712 Fuß Höhe. Dieser Hauptbergzug entsendet vom Norden New-Hampshire's bis nach Connecticut hin einzelne, bald isolirte, bald zu kleineren Gruppen zusammengetretene Höhen. In einer der letzteren, 20 Meilen südwestlich von Mount Washington, steigt der Mount Lafayette[13] bis 5500'[14] über d. M. empor und bildet einen zweiten Hauptpunkt der an Naturschönheiten so reichen Weißen Berge.

Die Mehrzahl der Besucher zieht zu diesen Wundern der Natur auf der landesüblichen Bahn der Konvenienz, d. h. auf der Boston-Montreal-Eisenbahn[15]. Diese führt ihre Gäste längs der malerischen Ufer des Merrimack hin, wo im Vordergrunde rauhe, durchbrochene Hügel und über diesen in weiter Entfernung die hohen Gipfel der Weißen Berge emporsteigen. Man fährt in der Regel bis Weirs am Winnipiscogee-See, um welchen eine Dampfboottour gemacht wird. Der jährlich hier durchbrechende Strom der Reisenden rennt von da seinen gewöhnlichen Lauf mittelst des Eilwagens nach Conway, an

[4] Es ist nicht ersichtlich, ob hier der pariser Fuß zu 32,48 cm, der rheinischen Fuß zu 31,39 cm oder gar der englische zu 30,48 cm gemeint ist.

[5] Hier ist sicherlich die Preußische Meile zu 7,5325 km gemeint, und nicht die geographische zu 7,4204 km bzw. die österreichische Postmeile zu 7,5859 km.

[6] George Washington (1732–1799), von 1789 bis 1797 der erste Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika.

[7] Thomas Jefferson (1743–1826), von 1801 bis 1809 der 3. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika.

[8] John Adams Jr. (1735–1826), von 1797 bis 1801 der 2. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika

[9] James Madison Jr. (1751–1836), von 1809 bis 1817 der 4. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika.

[10] James Monroe (1758–1831), von 1817 bis 1825 der 5. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika.

[11] Der Schriftsteller, Naturwissenschaftler und Politiker Benjamin Franklin (1706–1790), von 1785 bis 1788 der 6. Präsident von Pennsylvania.

[12] Heute Mount Eisenhower; benannt nach Dwight D. Eisenhower (1890–1969), von 1953 bis 1861 34. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika.

[13] Der frz. General und Revolutionsheld Marie-Joseph-Paul-Yves-Roch-Gilbert du Motier, marquis de La Fayette (1757–1834), der auch auf Seiten der Amerikaner am Unabhängigkeitskrieg von 1775 bis 1783 gegen die Engländer teilgenommen hatte.

[14] Zeichen für das Längenmaß Fuß.

[15] Die Strecke war in den Jahren 1848 bis 1853 abschnittsweise eröffnet worden.

der Ostseite des Gebirgszugs, und wird von dort in einer andern Postkutsche durch die berühmte Schlucht (*Notch*) der Weißen Berge nach dem Notch-Haus[16] getragen, das mitten in dem Engpasse errichtet ist und von allen Besuchern der Weißen Berge zum Centralpunkt ihrer Exkursionen auserwählt wird. – Von hier aus ersteigt man gewöhnlich den Mount Washington. Es geschieht dies zu Pferde und auf einem Saumpfade, der den Reisenden erst auf den Mount Clinton[17] führt, an dessen Fuß das Notch-Haus liegt. Von da geht es, ungefähr zwei Stunden lang, bald auf-, bald abwärts über eine rauhe, steile Felsenkette und schließlich am Rande eines mehre hundert Fuß tiefen Abgrundes hin auf den eigentlichen Kamm der Bergkette. Diesen verfolgend erreicht man den Fuß des Mount Washington, der von hier aus, einem Kegel gleich, bis zu seinem Gipfel noch 1500 Fuß aufsteigt. Die Ueberwindung dieser letzten Höhe kostet noch bedeutende Anstrengung, ist aber, bei der Sicherheit der hiesigen Pferde im Bergsteigen, nicht gefährlich und außerordentlich lohnend. Der Gipfel ist kahl und mit riesigem Felsgetrümmer übersäet; nichts hemmt den Rundblick, der bei klarem Wetter Deinem Auge einen Kranz der entzückendsten Bilder vorführt. Im Südosten erglänzt am Horizont ein blendender Silberstreifen: der atlantische Ocean, der in 65 Meilen Entfernung die Küsten von Maine umspannt. Seen aller Größe, vom langgestreckten Winnipiscogee bis zu dem Bergsee von wenigen hundert Morgen[18] tauchen in allen Richtungen auf. Felsen- und Bergketten, mit im Nebel eingehüllten Thälern, ziehen sich unter dem Beschauer gleich versteinerten Wellen eines Sturmmeers hin. Letzteres ist's, was unser Künstler nach der bezeichneten Richtung hin darzustellen suchte. Die Amerikaner betheuern, daß der Besuch dieses Washingtongipfels allein eine Fahrt über den Ocean werth sei.

[16] Das Notch House bei der Crawford Notch.

[17] Der amerik. Naturforscher DeWitt Clinton (1769–1828); der Berg heißt heute allerdings Mount Pierce und ist nach Franklin Pierce (1804–1869), von 1853 bis 1857 14. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, benannt.

[18] Der Umfang lag meist bei einem fünftel bis halben Hektar, umfaßte also ca. 2.000 bis 5.000 m².

DCCCLXXVII
MOUNT JEFFERSON
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildburghausen.
Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 13f.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Zwölfter Band. Dritte Folge, zweiter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 156 S. 8°. S. 55.

Der Dom St. von [sic!] Gatien in Tours.

An dem Namen „Tours" hängen zwei deutsche Ehrenkränze. Von den Thürmen des Doms aus ist nach Süden hin, wo Poitiers liegt, das Schlachtfeld[19] zu überschauen, auf welchem dieselbe weltgeschichtliche Aufgabe gegen Westen gelöst wurde, welche der deutschen Nation in späteren Jahrhunderten noch einmal gegen Osten zufiel: die Rettung des Christenthums und germanischer Kulturentwickelung gegen den Ansturm asiatischer Eroberer. Wie dort für Hunnen und Türken, mußte hier den Arabern der Pfahl mit dem zurückweisenden Arm in den Weg gesteckt werden. Der Austrasier[20] Karl[21] that dies mit dem Hammer, der ihm den Namen „Martell" erwarb, im Jahre 732, und daher rührt der eine Kranz.

Den anderen Kranz verdiente den Deutschen ihre Baukunst: St. Gatien[22] ist eines ihrer gerühmtesten Werke; es steht da wie ein deutsches Denkmal für die große deutsche That. Das Portal gehört zu den reichsten des ganzen Styls. Den Besucher des Innern erfreuen werthvolle Glasmalereien. Dem Massigen des Baues nicht entsprechend ist der etwas verspätete Abschluß der so gut begonnenen Thürme. Vor uns steht ein Kaiser im vollen mittelalterlichen Krönungsornat, aber mit dem Hauskäppchen, unter welchem das Zöpfchen hervorguckt.

[19] Der Schlacht bei Poitiers vom 10./11. Oktober 732 gegen die muslim. Araber (Mauren).

[20] Austrasien bzw. Austrien, der östl. Teil des Fränkischen Reichs im Gegensatz zu Neustrien, dem Westreich.

[21] Der fränkische Hausmeier Karl Martell (ca. 690–741).

[22] Der Hl. Gatianus (frz. Saint Gatien; † 301), der erste Bischof von Tours.

DCCCLXVI
DOM v. St GATIEN
in Tours
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhan.
Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 23f.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Zwölfter Band. Dritte Folge, zweiter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 156 S. 8°. S. 49f.

Ostia.

Tiber ist der weltgeschichtliche Name des Wassers, das den stattlichen Palazzo bespült und die schlanken Gondeln trägt, die unser Bildchen beleben. Der Name Ostia aber ist von seiner alten Stätte des Ruhms tiefer in's Land getragen worden und dient jetzt einem armen, verkommenen Orte zur beschämenden Zierde. Das ist nicht mehr das Ostia des Ancus Martius[23], Roms erste Kolonie und reiche, prächtige Hafenstadt, vor welcher die sieg reichen Flotten, die Ueberwinder Karthago's[24], ankerten. Die Ruinen dieser Herrlichkeit mußt du eine Viertelmiglie[25] näher am Meer und noch drei Miglien davon entfernt suchen, so weit ward das Land Herr über die See, als der Mensch den Kampf mit der Natur aufgegeben hatte. Denn als unter Claudius[26], Caligula's[27] traurigem Nachfolger auf dem Kaiserthron, um 50 n. Chr. ein zweckmäßigerer Hafen am rechten Tiberufer angelegt wurde, bei welchem bald der Flecken Portus[28] aufblickte, welkte Ostia ab, der Hafen versandete, die flachen Ufer wurden Sumpflachen, und nur die alten Salinen hielten den Ort noch einige Zeit ausrecht. Zu Anfang des 5. Jahrhunderts schildert Rutilius Numantianus[29] den Hafen von Ostia als vollkommen unzugänglich, und um die Mitte des 6. Jahrhunderts standen nur noch die großen Wasserleitungen des Ancus Martius aufrecht zwischen öden Trümmern. Das Ostia unseres Bildes nennt sich eine bischöfliche Stadt; der Reisende erkennt in ihr Nichts, als ein schmutziges Nest zwischen Rom und dem nördlichsten Strich der pontinischen Sümpfe; der bischöfliche Palast, der Gegenstand unserer Stahlplatte, eine Kirche[30], ein Gasthof und die von Julius II.[31] zum Schutz gegen die Saracenen[32] angelegten Befestigungen, die sich gegenwärtig in

---

[23] Ancus Marcius (ca. 677–617 v. Chr.) seit 642 der legendäre 4. König von Rom.

[24] Phöniz. XWΔ⊟XϤΦ, qart-ḥadašt, „neue Stadt" (griech. Καρχηδών, Karchēdṓn; arab. قرطاج, Qarṭāğ) im heutigen Tunesien anstelle der ‚alten' punischen Metropole Tyros (phöniz. ϤΡ, Ṣūr, „der Felsen"; hebr. צוֹר, Tzór; griech. Τύρος, Týros; arab. صور, Ṣūr; osman. صور, Ṣūr) im heutigen Libanon. Die Karthager waren bis zur Zerstörung der Stadt im Jahre 146 v. Chr. eine Art „Erbfeind" der Römer.

[25] 1 Miglio entsprach im Kirchenstaat 1,4879 km.

[26] Tiberius Claudius Caesar Augustus Germanicus (10 v. Chr.–54 n. Chr.; wohl ermordet), seit 41 n. Chr. römischer Kaiser.

[27] Gaius Caesar Augustus Germanicus, postum bekannt als Caligula (eigentl. Gaius Iulius Caesar; 12–41; ermordet), seit 37 römischer Kaiser.

[28] Portus Ostiensis Augusti, später Portus Romae; eigentl. identisch mit Ostia. Der Name leitet sich von lat. ostium, der Eingang, die Mündung ab, womit die Tibermündung gemeint ist.

[29] Der röm. Dichter Rutilius Claudius Namatianus (5. Jhd.).

[30] Die Bischofskirche Sant'Aurea aus dem späten 15. Jhd., der der zweiflügelige Bischofspalast angegliedert ist.

[31] Julius II. (eigentl. Giuliano della Rovere; 1443–1513), seit 21. Februar 1513 Papst.

[32] Der Begriff Sarazenen (von lat. sar[r]acenus; wahrscheinl. über die arab. Bezeichnung شرقيون, šarqīyūn, „Menschen des Ostens" für die semitischen Bewohner Nordwest-Arabiens, von arab. شرقي, šarqī, „östlich") bezeichnete ursprüngl. einen im Nordwesten der arab. Halbinsel siedelnden Volksstamm. Mit der islamischen Expansion wurde der Begriff in lat. Quellen und im christl. Europa zur Sammelbezeichnung für die islamisierten Völker verwendet, die ab etwa 700 n. Chr. in den Mittelmeerraum eindrangen.

einem kirchenstaatlichen[33] Zustande befinden, präsentiren sich als die einzigen Sehenswürdigkeiten eines Ortes von so stolzem Namen. Was die Alten gesündigt, büßen die Kinder: *Mal' aria*[34] heißt das Erbtheil, das sie ihnen hinterlassen haben, der Pesthauch der Sümpfe, die Rache eines verwahrlosten Paradieses. Während der Sommermonate, wo der Tod im ganzen Bereich der pontinischen Sümpfe seine Saat ausstreut, bleiben nur die ärmsten der wenigen hundert Einwohner im Orte zurück; mit der schwindenden Hitze kehrt das Leben wieder, und Stadt und Tiber athmen auf. Aber es ist nur ein halbes Leben. Die Armuth und der Tod schleichen beständig durch die Straßen, und selbst der Bischof[35], der höchste in der katholischen Christenheit, findet keinen Bannspruch gegen das siegende Elend. Die heiligen Väter in Hesperia magna[36] wie auch ultima[37] haben kein Glück mehr in irdischen Dingen.

Ostia's Name wird noch erhoben durch eine Heldenthat und ein ebenso unsterbliches Kunstwerk. Als Leo IV.[38] Papst war, ein Mann von festem Geist und starkem Muthe, war ganz Italien bedroht von den Saracenen. Ihre Kriegs- und Raubschiffe verödeten die Meere und Kesten der Halbinsel; der Schrekken war Herr und die Tausende der Zaghaften sahen im Geiste die Fahne Mohammeds[39] schon auf den Zinnen des Kapitols wehen. Da verband Leo IV. sich mit den Neapolitanern und lieferte den Söhnen des Halbmonds[40] vor Ostia eine Seeschlacht[41], die mit dem Siegesjubel der Christen endete. Das geschah vor eintausend und acht Jahren. Und wer zu Rom im dritten Zimmer des Vatikans (Stanza di Torre Borgia[42]) vor dem dritten Bilde steht, sieht die That verewigt durch den Pinsel Raphaels[43].

---

[33] Lat. Status Ecclesiasticus; ital. Stato Pontificio; ein von 756 bis 1870 unabhängiges Staatengebilde innerhalb Italiens, dessen staatsrechl. Nachfolger der Stato della Città del Vaticano (lat. Status Civitatis Vaticanæ) ist.

[34] Ital. dialektal, schlechte Luft.

[35] Hiermit ist der Papst gemeint, der zu jener Zeit Pius IX. (eigentl. Giovanni Maria Mastai-Ferretti; 1792–1878), seit 16. Juni 1846 Papst, war.

[36] Lat.: „Magna Hesperia / Das Große Hesperien" (griech. Ἑσπέρια, Hespéria), die griech. Bezeichnung für Italien (von griech. ἑσπέρα, hespéra, „Westen" abgeleitet).

[37] Lat., letzte; wohl spöttisch auf den durch die ital. Nationalbewegung stark in Bedrängnis geratenen Kirchenstaat (siehe hierzu S. 12, Anm. 33) gemünzt.

[38] Leo IV. (ca. 790–855), seit 10. April 847 Papst.

[39] Der islam. Religionsstifter Mohammed (arab. أبو القاسم محمد بن عبد الله بن عبد المطلب بن هاشم بن عبد مناف القرشي, Abū l-Qāsim Muḥammad b. ʿAbdallāh b. ʿAbd al-Muṭṭalib b. Hāšim b. ʿAbd Manāf al-Qurašī; zw. 570 u. 573–632).

[40] Arab. هلال, hilāl, „die Mondsichel"; das bedeutendste islam. Symbol stammt allerdings noch aus vorislam. Zeit, denn hierbei handelt es sich eigentl. um die Bezeichnung für den bei den arab. Ṯamūd (arab. ثمود) besonders verehrten Mondgott; der Halbmond war auch das Hoheitszeichen des Osmanischen Reiches (osman. دولت عليه, Devlet-i ʿAlīye, „der erhabene Staat").

[41] Im Jahre 849 gegen die Araber.

[42] Heute „Stanza dell'Incendio di Borgo" genannt (so benannt nach dem wunderbaren Verlöschen des Feuers im röm. Stadtteil Borgo durch das Eingreifen von Papst Leo IV; siehe hierzu S. 12, Anm. 38).

[43] Raffaello Sanzio da Urbino (1483–1520).

DCCCLXXI
OSTIA
Aus d.Kunstanst. d.Bibl. Instit. in Hildbhsn.
Eigenthum d.Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 25f.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Dreizehnter Band. Dritte Folge, dritter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 143 S. 8°. S. 9-11.

Chihuahua.

Ein so unbekannter Theil des amerikanischen Binnenlandes und insbesondere der mexikanischen Staaten Chihuahua für den europäischen Leser noch heute ist, ein so bekannter Mann lieferte uns in direkter Korrespondenz die Nachrichten über Staat und Stadt dieses Namens: Julius Fröbel[44]. Seine durchaus glaubwürdigen Berichte benutzen wir für diesen Artikel.

Der Name „Chihuahua" ist altindianischen Ursprungs und soll eine „Freudenstätte" bedeuten. Ob die Lage der Stadt oder der Mineralreichthum der Umgegend zu dieser Benennung Anlaß gegeben, das wissen wir nicht. In einem der tiefen Thäler der Santa Eulalia-Berge, ungefähr zwölf Meilen[45] von dem Gegenstand unserer Stahlplatte, sieht man in einer, mehre (engl.) Quadratmeilen umspannenden Ausdehnung den Boden durchwühlt von den Stollen und Schachten zahlreicher Silberminen; es sollen deren über hundert sein. Dieses ganze Grubengebiet nennt das Volk „Chihuahua la vieja", Alt-Chihuahua. Ob auch Spuren einer ehemaligen Stadt dort gefunden worden, war nicht zu ermitteln. Sicher ist aber, daß zu Ende des 17. Jahrhunderts Mühlen, Schmelzöfen und alle sonstigen Werke zur Gewinnung des Silbers aus den Erzen von Santa Eulalia auf der Stelle des heutigen Chihuahua errichtet wurden, weil jene alte Stätte weder Wasserkraft zum Betrieb solcher Werke, noch den nöthigen Raum zur Gründung einer bedeutenderen Stadt darbot. Die Erze wurden auf Mauleseln hieher befördert. Die neue Stadt erhielt eine Münze und ein Probiramt[46]. Von da an stieg die Silberausbeute und die Einwohnerzahl in gleich glücklichem Verhältniß, so daß diese in Kurzem auf 60,000 Seelen anwuchs und jene die enorme Summe von 450 Millionen Dollars erreichte. Die Schlackenhalden erheben sich rund um die Stadt zu beträchtlichen Hügeln, auf welchen jetzt Häuser stehen. Die Bevölkerung ist jedoch gegenwärtig bis auf 14- bis 15,000 gesunken, und bei noch einigem bewahrten Wohlstand Einzelner wohnt nur allzubreit die Armuth, wie in ganz Mexiko, in den verlassenen Hallen vergangener Pracht. Die Hebel des Reichthums waren: Bergbau und Viehzucht. Die Silberminen wurden vernachläßigt von dem durch Luxus und innere Zwiste herabgekommenen Volke, das zu jeder Thätigkeit, welcher ein Impuls von außen fehlt, unfähig geworden ist, die zahllosen Viehheerden erlagen den unaufhörlichen Angriffen der feindlichen Indianerstämme, denen der Staat keine entsprechende Waffenmacht entgegen zu setzen hat.

Gleichwohl ist Chihuahua noch heute ein schmucker Ort. Die breiten und reinlichen Straßen, die vielen wohlerhaltenen Häuser, die schönen Plätze, die stattliche Kathedrale[47], die Alameda (öffentlicher Spaziergang), der Aquädukt, welcher auf mehren hundert Bogen das köstlichste Wasser von einem

[44] Der Geologe und Mineraloge Julius Fröbel (1805–1893); als Mitglied der von Robert Blum (s. u.) geleiteten Delegation nach Wien hatte er sich mit diesem am Wiener Oktoberaufstand 1848 beteiligt. Nach dessen Niederschlagung durch Fürst Windisch-Graetz (1787–1862) war er zunächst ebenso wie Blum zum Tode verurteilt worden, doch kurz darauf begnadigt, während Blum erschossen wurde; daraufhin floh er nach den Vereinigten Staaten ins Exil; von dort kehrte er nach einer Amnestie 1857 nach Deutschland zurück.

[45] Es ist nicht ersichtlich, ob hier die preuß. Meile zu 7,5325 km, die geogr. zu 7,4204 km, die österr. Postmeile zu 7,5859 km oder gar die engl. zu 1,6093 km gemeint ist.

[46] Eine der Hauptaufgaben von Probierämtern war die chem.-techn. Untersuchung von Produkten aus Bergbau, Hüttenwesen und Edelmetallgewerbe.

[47] Die 1760 geweihte „Catedral de la Santa Cruz de Chihuahua" (Heiligkreuzkathedrale).

ziemlich entfernten Berge bis mitten in die Stadt leitet, – dies Alles zeugt noch heute von ihrer alten Pracht und gibt ihr ein ehrwürdiges Ansehen. Der Reisende, der Tausende von Meilen durch die Wildniß gezogen ist, wird vom Anblick solcher Wohnlichkeit auf's Freudigste bewegt. Ein Vergleich mit jeder eben so stark bevölkerten neueren Stadt von Nordamerika fällt stets zu Gunsten Chihuahua's aus: wie respektable, sauber, ordentlich und nobel erscheint es neben jenen Städten mit dem tiefen Straßenschmutz und den Pappschachteln, die man dort Häuser nennt, und die, als Produkte des Eintags-Interesses, wie Sinnbilder dastehen von dem unbeständigen Geist eines rastlosen Volks.

Und diese schöne Stadt liegt in einer Wildniß. Zwei Dörfer, Nombre de Dios[48] und Tavalope, einige Meierhöfe und schmale Streifen bebauten Landes geboren allerdings noch zur Umgebung von Chihuahua, aber auch sie erscheinen nur wie Oasen in der Wüste. Kahle Felsen und steinige Ebenen mit einer dürftigen Grasdecke, dornigen Algarobbien[49], Kaktussen, Yuccas und anderen derartigen Pflanzen beginnen unmittelbar hinter den letzten Häusern und Gärten, und ein Mann, der sich unbewaffnet nur eine Stunde weit von der Stadt entfernt, ist seines Skalps nicht mehr sicher. Unter den jetzigen Verhältnissen ist an ein Emporbringen selbst des kulturfähigen Bodens nicht zu denken. Daß aber mit Hülfe tüchtiger Wasserleitungen und artesischer Brunnen[50] das Land in Kurzem einen ganz anderen Anblick gewähren, daß es volkreiche Ortschaften in Menge nähren könnte, dafür spricht sowohl die geologische Struktur als die Ertragsfähigkeit des Bodens, besonders an vortrefflichen Körnerfrüchten, überall, wo ihm die Menschenhand nachgeholfen hat.

Unsere Stahlplatte zeigt in der Mitte des Hintergrundes einen Theil der großen Wasserleitung und zur Rechten die Kirche Unserer lieben Frau von Guadaloupe[51], der Schutzpatronin von Chihuahua.

[48] Heute ein Stadtteil Chihuahuas und wegen seiner Grotten berühmt.

[49] Der Johannisbrotbaum (Ceratonia siliqua).

[50] Brunnen unterhalb des Grundwasserspiegels, aus dem Wasser von selbst austritt.

[51] Das „Santuario de Guadalupe"; obgleich der Grundstein bereits 1792 gelegt worden war, wurde die Kirche erst am 11. Dezember 1825 geweiht und ihrer Bestimmung übergeben.

DCCCLXIX.
CHIHUAHUA
in New-Mexico
Aus d.Kunstanst.d.Bibl. Institt in Hildbhsn.
Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 29-33.

Auch[52] in Frankreich.

„Die Originale werden immer seltener." So lautet eine der allgemeinsten Bemerkungen, ja fast Klagen der gegenwärtigen Gesellschaft. Sonst, sagen die Alten, hat jedes Städtchen, jedes Dorf seinen „originellen Kerl", gehabt: jetzt gibt es nur noch wohlgezogene, artige Leute, sieht Einer aus wie der Andere, und die Entgegengesetzten haben nichts Originelles mehr, sondern sind höchstens grob. Das Bleibende im Wechsel ist allein die Fortsetzung des Beispiels jener biblischen vierzehn Jungfrauen[53]: daß eben Thörichte und Kluge auf dem Lebensweg neben einander dahin laufen mit oder ohne Oel in den Lampen. –

Die Wahrheit dieser Bemerkung hat guten Grund, die Erscheinung selbst ist eine lokale, keine allgemeine. Wo ein „origineller Kerl" gedeihen soll, muß kräftiger Boden und frische freie Luft sein, sonst verkümmert diese edle Pflanze. Und edel ist eine solche Pflanze stets. Ein richtiger origineller Kerl ist der „Kunz von der Rosen"[54], seines Orts, seiner ganzen Umgebung. Die Guten lieben, die Schlechten scheuen ihn, denn er hat das stillschweigend anerkannte Recht, Jedermann die schnurgerade Wahrheit zu sagen, weil er es versteht, dieses Recht auf seine besondere Manier zu handhaben. Für diese große Gerechtsame trägt er gern zur Erheiterung der Menge mitunter eine Narrenkappe zur Schau, und das ist der Theil vom Stück, welchen der große Haufe als sein „Originelles" erkennt. Zu einem originellen Kerl gehört das stolze Gefühl der Selbstständigkeit seiner ganzen Umgebung gegenüber, einer sicheren geistigen Ueberlegenheit über die Denkhöhe der Menge und die scharfe Waffe des Witzes zur klaren Gemüthlichkeit eines reinen Herzens. Eine andere charakteristische Haupteigemhümlichkeit der originellen Kerle ist ihre leichtere Behandlung des Lebens überhaupt, d. h. sie sind nur gar zu oft den „Vögeln unter dem Himmel"[55] gleich: sie säen nicht, sie ernten nicht, und ihr himmlischer Vater ernährt sie doch. Die Besten des Standes hängen diesem Zuge wenigstens insofern an, als sie das philiströse Einerlei regelmäßiger Thätigkeit verschmähen, mit fester Kraft und glücklich arbeiten, so lange die Lust dazu ihnen im Herzen sitzt, aber dafür auch diesem Herzen die Freude machen, ihm allezeit gehorsam zu seinen anderen Lustbarkeiten zu folgen. Ein solcher Origineller ist überall der Liebling der Kinder und die Kinder sind seine Lieblinge, weil sie sich verwandten Herzens fühlen: aus so tiefem Grunde rührt der Scharfblick der Kinder, die stets Den herausfinden, der sie wirklich lieb hat. Ein Origineller darf endlich nie selbstsüchtig sein, im Gegentheil, „wenn er hat, haben Alle", sonst macht er sich seines hoben Standes unwürdig und steigt zur weit tieferen Klasse des „Sonderlings" herab, den weiter gar nichts auszeichnet, als daß er sein wirkliches geheimes Privat-Unwesen standhaft für sich so hin treibt, auch wenn die Leute darüber lachen.

Nur aus dem Stande der originellen Kerle gehen die Genies hervor und die geistig fruchtbaren Talente, welche ihren Fleiß dem Wohl der Menschheit widmen: oder umgekehrt, alle diese originellen Kerle sind eben nur dies, weil ihnen diejenige Stellung im Leben nicht wurde, für die sie hinsichtlich ihrer geistigen Begabung von der Natur bestimmt waren. Gerade dieser Kontrast zwischen Geist und Lebensstellung macht sie im Auge der urtheilsarmen Menge zu komischen Figuren, welche „so närrische Einfälle" haben. Hätte aber die menschliche Gesellschaft endlich einmal den richtigen Einfall, nicht

[52] Lat. Augusta Auscorum.

[53] Mt 25,1-13.

[54] Kunz von der Rosen (ca. 1470–1519), Berater und Hofnarr von Kaiser Maximilian I. (1459–1519). Er war vor allem wieder durch Gustav Freytags (1816–1895) 1842 erschienenes und 1844 erstmals aufgeführtes Bühnenstück „Die Brautfahrt oder Kunz von den Rosen" einer breiteren Öffentlichkeit bekannt geworden.

[55] Mt 6,26.

vorzugsweise der wohlhabenden Mittelmäßigkeit, dem erwerbsüchtigen Reichthum und gepflegter Vetterschaft die Wege zur höchsten Bildung bequem zu machen, sondern würde vorzugsweise das wirkliche Talent schulpolizeilich ausspionirt und von Staatswegen auf die ihm gebührende Bahn geführt, so sollte es wohl der „originellen Kerle“ noch weniger, aber desto mehr Originale in Wissenschaft und Kunst und hochgesinnte, thatkräftige, opferfreudige Männer im Dienste des Staats und der Menschheit geben, wahrlich ganz andere, als jetzt die gehätschelte und stets selbstsüchtige Mittelmäßigkeit mit einer wissenschaftlichen Bildung, die das Herz auspumpt, um den Kopf zu füllen, vor und über das Volk stellt. Wäre es möglich, daß ein Federzug des Schicksals dieses fehlervolle Exercitium des Menschenlebens plötzlich corrigirte, wie viele arme Leinweber, Seiler und andere Handlanger säßen auf hohen Lehrstühlen und Präsidentensesseln, und wie viele Hofräthe müßten sofort Schuster und Schneider werden!

Die Unlust der originellen Kerle am philiströsen Tageserwerb liegt eben nur darin, daß sie den abgerackerten Pegasus im Ochsenjoch darstellen sollen. Wo aber die Mittelmäßigkeit lange Zeit die Alleinherrschaft führt, wird der Boden des Lebens entkräftet und die Luft verdumpft. Wie lange arbeiten nun schon Polizei und Geistlichkeit an der Ausrottung aller alten kernigen Volkssitten! Wie sorgsam werden die Löcher verstopft, aus denen das Herz die frische Luft der Lust schöpft! „Bete und arbeite!“ wird an jede Hüttenthür geschrieben, aber „der Freude schönen Götterfunken“[56] mit demselben Eifer in des Volkes Brust zu wecken, daran denken höchstens noch die vom siegenden Materialismus mehr und mehr decimirten armen „originellen Kerle“. – Und daher, aus diesem Gefühle mehr und mehr versiechender Quellen rüstiger, kräftiger, sittentüchtiger Freuden, stammt wohl der klagende Ton in jener Bemerkung, daß die Originale bei uns immer seltener würden.

Aber auf der Erde sterben sie nicht aus: sie wandern mit in neue Länder und setzen sich fest, wo sie ihren guten Boden, ihre rechte Luft finden. Eine dauerndere Heimath überall haben sie in einzelnen Ständen, die dem Forscher nach solchen erquicklichen Erscheinungen stets gute Ausbeute liefern werden. Das sind die in sich noch fest verbundenen und durch die Eigentümlichkeit ihres Lebenserwerbs von der gewöhnlichen Gesellschaft abgeschlossenen Stände, wie die Männer der See, der hohen Gebirge, der Tiefen der Erde und weit abseits liegender Landwohnungen. Nur abseits vom Strom des civilisirenden Alltags gedeihen auch bei uns noch diese Originellen; ebenso in Städten, welche groß genug sind zur Einsamkeit für den Einzelnen.

Im Einzelnen spiegelt sich das Ganze ab; im großen Ganzen erkennen wir die Bilder des Einzelnen wieder. Von originellen Kerlen, von originellen Ständen werden wir geführt zu originellen Völkerschaften. Jede Nation hat im Kranze ihrer Völker eine solche „wunderliche“ Blume, jede Nation hat ihren belachten und doch geliebten „Kunz von der Rosen.“ Welcher Deutsche denkt in diesem Augenblick nicht an unsere braven Schwaben? Wo ist noch ein deutscher Volksstamm, der so viel Stoff zu lustigen und lächerlichen Geschichten geboten hätte? Und wo ist noch ein deutscher Volksstamm, aus dessen Mitte für die Nation eine Reihe von Original-Männern der Wissenschaften und der Künste, der Industrie und jeder Richtung des öffentlichen Lebens hervorgegangen wäre, wie ans dem der Schwaben? Und Männer der Wahrheit waren sie alle, die Dichter und Philosophen, Gelehrte aller Fächer, Staats- und Geschäftsmänner, Fürsten und Helden, welche ihres Landes Stolz waren und der stolzesten deutschen Länder höchste Zierden wurden. Darum mag des Schwabenvolkes Antlitz immer schalkhaft lächeln zu dem ihm nacherzählten „Schwabenstreichen“, der Lorbeer bleibt doch ewig grün auf seinem Haupte, und ganz Deutschland sieht in ihm seinen hochherzigen Kunz von der Rosen, den Retter aus mancher Geistesnoth und den treuesten Freund in jeder Gefahr des Vaterlandes.

Auch Frankreich hat sein Schwabenland, das jedoch mit dem deutschen weniger von der Ehren-, als von der komischen Seite gemein hat. Es ist die Gascogne, das französische Hauptland der originellen Kerle. Bekanntlich, und wie erst im Artikel Paris[57] angedeutet worden, war es ein Hauptbestreben des französischen Königthums, die Volksthümlichkeiten der einzelnen früher selbstständigen Bestandtheile des Reichs zu vernichten, um durch die Uniformität des Nationalgeprägs sich die Herrschaft

[56] Frei zitiert aus Friedrich von Schillers (1759–1805) 1785 entstandener „Ode an die Freude“, erstmals veröffentlicht in der von ihm selbst herausgegebenen Zeitschrift „Thalia. […]. – Erster Band. Zweytes Heft“ (Leipzig: G. J. Göschen 1786), S. 1-5; hier bes. S. 1.

[57] Auf S. [3]-12 obengenannten Bandes.

zu erleichtern und gegen jedes Erwachen von Selbstständigkeitsgedanken zu sichern. Dies Bestreben ist nicht durchweg von Erfolg gewesen, am wenigsten aber in der Gascogne. Dort war, wie überall, das Gebirg und die Armuth des Landes der Schutz des Volksthums, das sogar Herr wurde über seinen ärgsten Feind: die vielfache dynastische Zersplitterung der Gascogne. So finden wir denn noch heute die Million Menschen, welche auf dem alten Gebiete des jetzt in dreizehn Departements zertheilten Landes leben, ganz und fest in ihrer interessanten Volksthümlichkeit, sowohl in ihrer äußern Erscheinung, als in Sprache und Sitten. Die Gascogner sind ein gutmüthiges, tapferes und kluges Volk; ihren komischen Zug verdanken sie allein ihrer etwas außer Verhältniß gerathenen Eitelkeit. Diese ist die Mutter der berühmten Gasconaden. Die Armuth des Landes zwang nämlich stets viele junge kräftige Leute, auswärts in Dienste und am liebsten in Kriegsdienste zu treten. Unsere ehrlichen Schwaben würden da. wie unsere wandernden und kriegsdienenden Tiroler und Schweizer, gesagt haben, daß sie in die Fremde gegangen wären, weil sie daheim nichts zu schleißen[58] und zu beißen gehabt hätten. Des Gascogners Eitelkeit sprach anders; sie schilderte herrliche Schlösser und große Waldungen voll edlen Wilds, reiche Heerden und weite Felder voll Fruchtbarkeit als erbliches Eigenthum des Prahlhans, bei dem Schmalhans erblicher Küchenmeister war, aber den dennoch nur die Liebe und Sehnsucht nach Kampf und Ruhm aus dem Schooß des Ueberflusses getrieben haben sollte. So repräsentiren beide Völkerschaften in einem Hauptcharakterzug ihre Nationen: der Schwabe mit seiner lachenden Selbstironie, Klugheit und Muth verleugnend, während er Beides im reichsten Maße besitzt, und der Gascogner, seiner Heimath Armuth und seine eigene verleugnend, während er daran den weltbekanntesten Ueberfluß hat: dort Uebermaß in der Bescheidenheit, hier Uebermaß in der Eitelkeit, dort Deutschland und hier Frankreich.

Auch die Gascogner haben ihrem großen französischen Vaterlande eine Reihe tüchtiger Männer geliefert, würdige Früchte des originellen Baums. Aus der Stadt allein, die unser Bild uns zeigt, gingen zwei Größen hohen Rangs hervor: der Naturforscher Duchesne[59], besonders als Chemiker und Anhänger der chemisch-medicinischen Schule des Paracelsus[60] bekannt, und der Marschall Montesquiou d'Artagan[61] († 1725).

Auch galt bis auf die Departemental-Eintheilung Frankreichs als Hauptstadt von Armagnac und zeitweise von ganz Gascogne. Gegenwärtig ist es die Hauptstadt des Departements Gers und des Bezirks von Auch und Sitz der Departementalbehörden, eines Erzbischofs (schon seit dem 4. Jahrhundert), eines Handelsgerichts und einer Börse. Im Alterthum war es als Climbernum, auch *Civitas Ausciorum* oder *Augusta Ausciorum*, Hauptstadt der Auscier. Seit dem 10. Jahrhundert residirten hier die Grafen von Armagnac, und vom 11. bis 14. Jahrhundert wurden mehre Kirchenversammlungen und Synoden hier gehalten. Die Stadt liegt am linken Ufer des Gers und besteht aus einer Ober- und einer Unterstadt, die durch abschüssige, zum Theil unfahrbare Straßen verbunden sind. In ihrem üppigen Rahmen von Obstgärten gewährt die alte Stadt einen imposanten Anblick; das Imposanteste aber ist die Alles überragende Kirche. Sie ist eine der größten und prachtvollsten in ganz Frankreich. Stylrein ist sie nicht; sie ist im gothischen Style begonnen und im griechischen[62] vollendet. Die Kirche selbst ist rein gothisch, hat ein Schiff von 90'[63] Höhe, Glasmalereien von wunderbarer Schönheit und hohe Gewölbe von 80' Spannung; über sie erheben sich zwei Thürme, deren Gerippe, die nackte Mauer, dem der Notre-Dame-Thürme in Paris sehr ähnlich ist, deren Umkleidung jedoch aus lauter korinthischen gekoppelten Säulen besteht, zwischen denen noch Altane, Gallerien, Fenster und dergleichen Unzierden mehr angebracht

[58] „einhauen, tapfer schmausen" (DWG, Bd. 15, Sp. 617).

[59] Hier ist sicherlich Joseph Duchesne, genannt Quercetanus (1544–1609) gemeint, der allerdings aus l'Esturre im Armagnac stammt.

[60] Der Arzt, Alchemist, Astrologe und Philosoph Theophrastus Bombast von Hohenheim (ca. 1493–1541), der sich ab 1529 Paracelsus nannte.

[61] Der frz. Marschall Pierre de Montesquiou d'Artagnan, comte d'Artagnan (1640–1725); nicht zu verwechseln mit Charles de Batz de Castelmore, genannt comte d'Artagnan (1615–1673), der Alexandre Dumas d. Ä. (1802–1870) für seine „Drei Musketiere" als Vorlage diente.

[62] Damit dürfte die Architektur der frz. Klassik gemeint sein, die ihre Blütezeit vor allem während der Herrschaft von Ludwig XIV. (frz. Louis XIV; 1638–1715) erlebte.

[63] Siehe hierzu S. 6, Anm. 14.

sind. Es ist Schade um den herrlich begonnenen Bau, denn trotzdem, daß diese Thürme auf einer Kirche in der Gascogne stehen, so sehen diese Griechenköpfe auf dem Germanenleib durchaus nicht aus wie das Obertheil von ein Paar originellen Kerlen, sondern sie sind aus Nachgemachtem zusammengestoppelte Waare, der braven originellen Gascogne nicht angemessen.

AUCH
in den Pyrenaeen

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn.

Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 33-36.

Saint Louis am Mississippi.

Die meisten jetzt blühenden Städte der nordamerikanischen Union hatten ihre schweren Zeiten in den ersten Jahren nach ihrer Gründung. Von schwachen Anfängen gingen alle aus. Wenige Blockhäuser im Urwald und ein Paar Menschen darin, das war die gewöhnliche Wiege für den zukünftigen Riesen. Wie viele solcher Städtekinder in der Wiege erstickt worden sind, weiß Niemand; das Schicksal der noch lebenden liegt aber im hellen Tageslichte der Geschichte vor uns. Aller gefährlichste Feinde waren die damals noch unbekannten verderblichen Kraftäußernngen der Natur und die Indianer. Mit Indianerkriegen beginnt die Geschichte jeder nordamerikanischen Ansiedelung. Die Kämpfe waren schwer, denn die Indianer waren damals noch die Stärkeren. Hunderte von Ansiedelungen verschwanden in jenen Zeiten spurlos vom Boden, aber immer neue entstanden, und endlich ward das weiße Gesicht Herr über die Rothhaut. Ging während der harten Kindheit der Ansiedelungen ihr Wachsen langsam vor sich, so steigerte es sich in's Erstaunliche, als diese Gefahr, vorüber und allein noch die Natur zu bekämpfen war, über welche der Mensch jeden Tag mächtiger gebietet. Seit den Unabhängigkeitskriegen[64] ist keine menschliche Gewalt dort verheerend durch das Land gezogen, die Früchte des Fleißes von Generationen vernichtend: es ist leicht, groß werden unter so glücklichen Umständen, die in der Lage des Erdtheils begründet sind.

Dieselbe Lebensschule hat das große St. Louis durchgemacht, wohin wir unserem Bilde folgen. Am 15. Februar 1764 erbaute an dieser Uferstelle des Missisippi ein französischer Kreole[65], Peter Laclède[66], die erste Blockhütte. Zu ihm gesellten sich zwei Brüder, August[67] und Peter Chouteau[68] aus New-Orleans, ebenfalls französische Kreolen. Diese erste Ansiedelung wurde bald verstärkt durch französische Einwanderer aus Kaskahia[69], Cahokia[70], Fort Chartres[71] und Vincennes[72] und anderen Orten des östlichen Missisippi-Ufers, Einwanderer, die der Nationalstolz aus jenen Gegenden vertrieb, weil dieselben im Jahre 1763 von Frankreich an Großbritannien abgetreten worden waren. Schon am 10. Oktober 1764 wurde die blutjunge Niederlassung von 400 Indianern heimgesucht. Sie verlangten zwar nur Lebensmittel und Geschenke, aber so ein gewaltiger Schrecken fuhr in die Ansiedler, daß ein Theil davon die gefährliche Stätte verließ und stromabwärts segelte. Der Krieg war aber begonnen und dauerte nun fort, und zwar mit gleicher Heftigkeit an beiden Uferseiten des Missisippi. Die Engländer wurden ihrer Feinde zuerst Herr. St. Louis aber war 1768[73] an Spanien gekommen, das den Ansiedlern noch

[64] Der amerik. Unabhängigkeitskrieg von 1775 bis 1783 gegen die Briten und der Brit.-Amerik. Krieg von 1812 bis 1814.

[65] Span. criollos, Kreolen; in Süd- und Mittelamerika die Nachkommen weißer romanischer Einwanderer.

[66] Der Kaufmann Pierre Laclède (1729–1778).

[67] René-Auguste Chouteau (1749–1829).

[68] Jean-Pierre Chouteau (1758–1849), der jedoch nicht als Stadtgründer überliefert wird.

[69] Kaskaskia in Illinois.

[70] Die von ca. 700 bis 1400 bestehende Stadt Cahokia, das Hauptzentrum der Mississippi-Kultur und die größte präkolumbische Stadt nördl. von Mexiko.

[71] Das 1720 erbaute Fort de Chartres bei Prairie du Rocher in Illinois.

[72] Das 1731 erbaute Fort de Vincennes bei der gleichnamigen Handelsstation in Indiana.

[73] Bereits 1764 war St. Louis im Zuge des von 1756 bis 1763 währenden Siebenjährigen oder auch 3. Schlesischen Krieges, eigentl. ein weltumspannender Konflikt, an dem alle europ. Großmächte beteiligt waren, und der sich bis nach Nordamerika auswirkte, an die Spanier verlorengegangen.

weniger Schutz gewährte, als Frankreich. Denn als am 8. Mai 1780[74] einer der furchtbarsten Angriffe von Seiten der Indianer erfolgte, zogen die spanischen Truppen der Kolonie sich in ihren steinernen Thurm zurück und überließen es den französischen Ansiedlern, mit den eigenen Waffen Frauen und Kinder, Hab' und Gut gegen die wüthenden Haufen der Wilden, zu vertheidigen. Im Jahr 1803[75] kam St. Louis wieder an Frankreich und wurde vom Konsul Bonaparte[76] unmittelbar darauf mit dem ganzen Missisippithal an die Vereinigten Staaten abgetreten.

Von diesem Augenblick an tritt St. Louis aus seiner unbehülflichen Kindheit heraus: der Angloamerikaner und der Deutsche legen dort das schwere Pfund ihrer Rührigkeit, ihres ausdauernden Fleißes an, Franzose und Spanier weichen vor beiden mehr und mehr zurück, auch hier wird das germanische Geschlecht dem romanischen verderblich, und heute, nach 93 Jahren, trägt die Stadt von ihren ersten Gründern keine Spur mehr.

Die Einwohnerzahl von St. Louis erlebte nun folgende Steigerung: 1810: 1600; 1820: 4600; 1830: 6700; 1840: 16,500; 1848: 43,000; 1850 (letzter Census): 77,860; 1853: gegen 100,000; 1857: schwerlich unter 140,000, und davon sind der vierte Theil Deutsche. – In gleich kühnem Verhältniß wuchs die Dampfschifffahrt der Stadt und des gesammten Missisippi. Der erste Steamer kam im Jahre 1819[77] an. Im Jahre 1822 schilderte Herzog Paul von Würtemberg[78] die hiesige Dampfschifffahrt als noch sehr in der Kindheit begriffen. Im Oktober 1841 besaß die Stadt bereits 67 Steamers von 150 bis 800 Tonnen, und auf dem Missisippi und seinen Nebenflüssen fuhren 300 Dampfer. Elf Jahre später, als M. Wagner[79] und K. Scherzer[80] auf ihrer wissenschaftlichen Reise durch Nordamerika den Strom hinabdampften, war die Zahl der Missisippi-Steamers auf 841 angewachsen und dem hohen steinernen Kai von St. Louis entlang lagen nicht weniger als 93 dieser zwei- und dreistöckigen Riesenschiffe, deren eiserne Schlöte wie Säulen hoch in die Luft ragten und die Reisenden mehr überraschten, als der Anblick der Stadt selbst. Mit Recht wird sie das große Emporium[81] des Westens genannt. Sie ist im Binnenlande der wichtigste Hafenplatz des ganzen Stromgebiets. Schon im Jahre 1846 belief sich die Zahl der Dampfbootausladungen auf 2380 mit 467,824 Tonnengehalt; der Gehalt der Dampfboote, welche damals der Stadt selbst gehörten, betrug 23,800 Tonnen mit einem Gesammtwerthe von 1,547,000 Dollars. Es ist kein Zweifel mehr möglich, daß St. Louis, bei seiner Lage, den Illinois und Missisippi im Norden, den Ohio und dessen Nebenflüsse im Südosten, den Missouri im Westen, einst der Centralpunkt Nordamerika's werden müsse.

Treten wir der Stadt näher, so verliert sie nicht an Großartigkeit, wir müssen gestehen: stattlich ist Alles. Aber eine Aehnlichkeit haben die Missisippistädte und alle übrigen nordamerikanischen neuesten Styls eben doch mit denen der Türkei und des übrigen herabgekommenen Morgenlands: schön erscheinen sie nur in gewisser Entfernung; da geben Beide sogar die imponirendsten Bilder. Was den orientalischen Städten in der Nähe fehlt, ist allbekannt; den amerikanischen fehlt vor der Hand noch – die Ruhe, die zur Pflege des Schönen unerläßlich ist und deren Mangel sich eben so deutlich, wie im öffentlichen Leben, in sämmtlichen Bauwerken ausspricht, vom Farmer-Blockhaus bis zur Aktien-Kir-

---

[74] Der von langer Hand von den Briten organisierte Indianerangriff vom 26. Mai 1780 (Battle of St. Louis).

[75] Recte: 1800.

[76] Der Verkauf der ehem. frz. Kolonie Louisiana für $ 15 Mio. (80 Mio. Franc) an die Vereinigten Staaten von Amerika (engl. Louisiana Purchase; frz. vente de la Louisiane) mit Wirkung vom 20. Dezember 1803. Das Gebiet umfaßte allerdings erheblich mehr Land als der heutige Bundesstaat Louisiana, nämlich auch die heutigen Staaten Arkansas, Missouri, Iowa, Oklahoma, Kansas und Nebraska sowie Teile von Minnesota, North Dakota, South Dakota, Texas, New Mexico, Colorado, Wyoming, Montana, außerdem noch Randgebiete der kanad. Provinzen Manitoba, Saskatchewan und Alberta.

[77] Napoléon Bonaparte (1769–1821), ab 1799 erster Konsul der Französischen Republik, von 1804 bis 1815 als Napoléon I. Kaiser der Franzosen.

[78] Der württemb. Titularherzog, Naturforscher und Entdecker Paul Wilhelm von Württemberg (1797–1860), der von 1822 bis 1824 ausgedehnte Forschungsreisen nach Nordamerika unternommen hatte.

[79] Der Bayreuther Geograph und Naturforscher Moritz Wagner (1813–1887), Mitverfasser des dreibändigen Werkes „Reisen in Nordamerika in den Jahren 1852 und 1853 […]" (Leipzig: Arnoldische Buchhandlung 1854).

[80] Der österr. Forschungsreisende Karl von Scherzer (1821–1903).

[81] Lat., Handelsplatz.

che. Aber nur – vor der Hand, und das ist vor der Hand gut. Trotz des endlosen Zeterns über die abscheuliche Yankee-Dollar-Jägerei wird man noch zu der Einsicht kommen, daß das dermalige Amerika nicht anders sein kann, weil es dermalen noch nicht anders in seinem Blute liegt. Amerika ist angehender Jüngling, in der ersten Sturm- und Drangperiode, und – die Jugend will vertoben, sagt das deutsche Sprüchwort. Und will man, mit einem schielenden Blick auf die „Welt-Krisis“ dieser Tage, hindeuten auf das andere Sprüchwort: „Jugend hat – keine Tugend“ – so ist zu beachten, daß denn doch eigentlich die alte, sittsame, so oft naserümpfende Europa sich über alle Maßen an diesen letzten amerikanischen Jugendstreichen betheiligt und das dritte Sprüchwort für sich bestätigt hat: „Alter schützt vor Thorheit nicht.“ –

Bei der Anlage amerikanischer Städte wird weder Rücksicht auf Schönheit noch auf Gesundheit der Ge nend genommen, sondern einzig auf Fruchtbarkeit des Landes oder vortheilhafte Handelslage. Die letztere Rücksicht hat für St. Louis den Bauplatz bestimmt. Es liegt am rechten Ufer des Missisippi, auf einem Lehmgrunde der Alluvialbildung[82], unter welchem Kohlenkalkstein aufgeschlossen wurde und der sich landeinwärts unbedeutend erhebt. Da 18 Meilen oberhalb der Stadt der wilde Sohn des Felsengebirgs, der wasserreiche Missouri, welcher dem Staat, dessen größter Ort (die Hauptstadt ist Jefferson-City) St. Louis ist, den Namen gibt, in den Missisippi mündet, so sind die am Stromufer hinlaufenden Straßen häufig verderblichen Ueberschwemmungen ausgesetzt, wie dies im Jahr 1844[83] sogar zwei Male der Fall war. Die dem Strom parallel gezogenen Hauptstraßen werden von Querstraßen rechtwinkelig durchschnitten; Frontstreet und Firststreet gelten für die schönsten. Die Häuser sind meist aus rothem Baustein gebaut, hoch und breit, zweckmäßig und bequem, aber ohne alle architektonischen Geschmacksrücksichten. Deshalb unterlassen wir ein näheres Herantreten an die einzelnen durch Zweck oder Größe hervorragenderen Bauwerke, denn daß eine Stadt wie St. Louis Rathhaus und Kirchen aller Sekten, Klöster und Akademien, Arsenale und Bibliotheken, Bildungs-, Vergnügungs- und Wohlthätigkeitsanstalten aller Art und mit oft sehr reicher Ausstattung hat, versteht sich von selbst. – Solchem Lande und solcher Stadt gegenüber brechen aber jene wundersamen Dichterwünsche[84] hervor:

„Und aber nach fünfhundert Jahren,
Möcht’ ich desselben Weges fahren.“[85]

[82] Anschwemmungen, Schwemmboden (lat. alluvio, die Anschwemmung).

[83] U. a. die „Große Flut“ (Great Flood) vom 16. Juli 1844.

[84] Der Schweinfurter Dichter und Orientalist Friedrich Rückert (1788–1866).

[85] Zitat aus Friedrich Rückerts (s. o.) Gedicht „Chidher“, das erstmals veröffentlicht wurde im „Morgenblatt für gebildete Stände“ (Stuttgart u. Tübingen: J. G. Cotta’sche Buchhandlung 1824), 18. Jg., „Nro. 35, Dienstag, 10. Februar 1824“, S. 137.

DRAWN AFTER NATURE

SAN LOUIS
MISSISSIPPI.

Aus der Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildburghausen.

Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Einundzwanzigster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1860. 184 S. u. Inhaltsverzeichnis[86] qu.-8°. S. 62-68.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Zwölfter Band. Dritte Folge, zweiter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 156 S. 8°. S. 110-116.

Das Rathhaus (Court-House) in St. Louis.

Nicht weit von dem stattlichen, jüngst vollendeten Bau, der auf unserem Bilde prangt, steht eine niedrige Hütte, einstöckig, mit einer gedeckten Gallerie; in der Nähe liegen noch mehre kleine Häuser, zum Theil windschief, halb in Verfall und mit verwitterten Schindeln bedeckt. Das sind die ehrwürdigen Patriarchen des großen Stammes menschlicher Niederlassungen, der in diesem Jahr sein hundertjähriges Jubelfest begeht. Um jene armseligen Hütten herum hat sich eine prächtige Stadt gelagert, die schon heute zu den wichtigsten Handelsplätzen der Erde gehört und einer so großartigen Zukunft sicher ist, wie wenig andere Städte; sie wird einst ihre Einwohner nach Millionen zählen.

Der weite Westen am rechten Ufer des Mississippi war einst im Besitze der Franzosen, welche nach dem siebenjährigen Krieg[87] diese große und schöne Provinz Louisiana verloren[88]. Zu ihr gehörte auch das heutige Missouri. An den Strömen erhoben sich einzelne kleine Festungen zum Schutz der Ansiedler gegen die Indianer, aber die Franzosen sind von jeher ein zum Kolonisiren ganz untaugliches Volk, und in ihre Ansiedelungen ist weder in Canada noch am Illinois oder Mississippi Aufschwung gekommen; sie verstanden es nicht, eine der fruchtbarsten Regionen zu benutzen und blieben Ruderknechte, Pelzjäger oder höchstens Ackerbauer, die in altväterlicher Weise ein kleines Feld bestellten.

Solch ein Pelzhändler war Peter de Laklède[89], der mit den Indianerhorden am Missouri einen Tauschver kehr trieb. Im Spätherbste des Jahres 1759 kam er mit einigen Gefährten von einem Streifzuge über die Prairien und auf den Flüssen an den Mississippi und suchte dort eine geeignete Stelle zu einer Faktorei. Seine Wahl fiel auf den richtigen Punkt, und als er eine Blockhütte gebaut hatte, dämmerte in ihm eine Ahnung von dem großartigen Geschick auf, das jener Einöde verheißen ward. Laklède sprach zu seinen Gefährten: „Hier, an der Vereinigung des Missouri mit dem Mississippi wird eine Stadt erwachsen, hinter der alle anderen im Westen weit zurückbleiben müssen." Aber freilich verflossen drei Menschenalter, bevor die Prophezeihung in Erfüllung gehen konnte. Im Jahre 1760 wurden die Hütten gebaut, deren wir oben erwähnt haben, und man gab ihnen den Namen St. Louis. Allmählig fanden sich ein paar hundert französische Canadier ein, welche der Herrschaft der Engländer sich entzogen hatten, man umgab die Hütten, deren Zahl noch nicht einhundert betrug, mit Erdwällen und Pfahlwerken, um gegen einen Ueberfall der Wilden gesichert zu sein, trieb einigen Fruchthandel auf dem Strome, aber von einer Erkenntniß und Benutzung der Welthandels-Lage war man weit entfernt. Wie wenig Kern und Mark in den französischen Ansiedlern war, ergibt sich schon daraus, daß St. Louis 1810 noch nicht 1400 Einwohner zählte. Damals war Louisiana schon in den Besitz der Vereinigten Staaten übergegangen, aber die Wanderung nach dem Westen ging nur in spärlichem Maß über die Staaten Ohio und Kentucky hinaus; denn man hatte treffliches Land in genügender Auswahl zwischen dem atlantischen Meer und dem Riesenstrom des Westens. So erklärt sich das träge Anschwellen der Stadt, welche 1820

[86] Nach S. 8.

[87] Siehe hierzu S. 22, Anm. 73.

[88] Siehe hierzu S. 23, Anm. 76.

[89] Siehe hierzu S. 22, Anm. 66.

DAS COURT-HOUSE IN St LOUIS

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhn.

Eigenthum d. Verleger.

erst nur 4123 Einwohner zählte. In dem folgenden Jahrzehnt erhielt sie gleichfalls nur so geringen Zuwachs, daß die Ziffer von 1830 erst auf 6700 gestiegen war.

Von da an aber beginnt eine wunderbare Umwandelung. Der gesammte Westen gewann ein neues Ansehen, seitdem der Dampf die Fahrzeuge auf seinen Strömen beflügelte, die Eisenbahnen die Entfernungen verkürzten und die Einwanderer in immer mächtigeren Schaaren eindrangen. Auch über Missouri flutheten sie hin und brachten dasselbe rasch zur Blüthe. Im Jahre 1810 betrug die Gesammtbevölkerung erst 20,000 Seelen, 1830 war sie auf 140,000 angewachsen; dann aber kam das Gros der deutschen und angloamerikanischen Einwanderung; 1850 hatte der Staat, dessen Flächeninhalt 3180 deutsche Geviertmeilen beträgt, schon 683,000 Seelen, und die Zählung, die im laufenden Jahre vorgenommen werden muß, ergibt sicherlich über eine Million.

Das ward binnen einem Jahrhundert aus der Ansiedelung von acht oder zehn Pelzjägern, mit welchen Laklède vor hundert Jahren einige Bäume fällte, um Hütten zu bauen; die noch in Menschengedenken unbedeutenden und unbeachteten Kolonien weniger, in träger Einförmigkeit hinlebender Franzosen, die kleinen Nachen und Flachboote, die dann und wann auf dem Mississippi trieben, haben dem bunten Getümmel einer großen Weltstadt und den Flotten schwimmender Paläste, deren oft mehr als hundert zu gleicher Zeit am Hafendamme ankern, Platz gemacht. Nur mit Mühe finden wir die Nachkommen jener französischen Ansiedler aus der betriebsamen Bevölkerung der heutigen Stadt noch heraus. Sie verlieren sich spärlich in der Masse anders redender Menschen, und es ergeht ihnen fast wie den Indianern, die auch immer weiter zurückgedrängt werden und erfahren müssen, daß die Weißen ihnen einen Jagdgrund nach dem andern nehmen. Auch die Spanier können sich nicht behaupten, wenn sie mit den rührigen Angloamerikanern und den fleißigen zähen Deutschen ein und dasselbe Land theilen. Vor einem halben Jahrhundert war am ganzen Mississippi die französische Sprache herrschend, in St. Louis war sie noch vor dreißig Jahren, als die ersten Deutschen sich dort niederließen, im Umgangs- und Geschäftsleben durchaus vorwaltend, und heute ist sie aus dem öffentlichen Verkehr verschwunden und auf die häuslichen Kreise einiger hundert Familien beschränkt, welche sie als ein Andenken an ihre Väter bewahren, aber im öffentlichen Leben sich der englischen oder deutschen bedienen müssen. Es ist in der That auffallend, daß das französische Element im Mississippithale so wunderbar rasch verkommt. Es ist von der dortigen Kulturentwickelung gänzlich unberührt geblieben und anstatt durch das Vorwärtsstreben der Amerikaner und Deutschen zu frischer Thätigkeit aufgestachelt zu werden, klebte es beharrlich am Althergebrachten und schloß sich ab. So ist Blatt nach Blatt von der französischen Lilie abgefallen und ihre Wurzel nicht nur in St. Louis, sondern auch in New-Orleans dem Vertrocknen nahe. Und was ist aus den Spaniern in Texas, Neu-Mexiko und Kalifornien geworden? Es ist wenig mehr von ihnen übrig, als der Name mancher Stadt, der melodisch dem Ohr klingt, aber die spanisch redenden Leute verschwinden. Mit unwiderstehlicher Kraft, mit einer unbegrenzten Strebsamkeit streckt der germanische Riesenstamm, welcher sich nach der neuen Welt verpflanzt hat, seine Wurzeln und Zweige von einem Weltmeer zum andern; Indianer, Franzosen, Spanier sind gleich den Schmarotzerpflanzen, die er erstickt. Vor dem stürmischen Unternehmungsgeiste der Angloamerikaner, vereint mit der Thätigkeit und Beharrlichkeit des Deutschen, müssen alle schwächeren Volkselemente weichen, alle fremdartigen Kulturbestrebungen unterliegen.

In St. Louis selbst sind unsere Landsleute zahlreicher, als die jeder andern Nationalität. Sie haben sich durch ihre Tüchtigkeit allgemeine Achtung errungen und gelten durchschnittlich für solide Kaufleute und Handwerker. Sie sind die Vertreter der Aufklärung, aufrichtige Freunde republikanischer Freiheit, Vorkämpfer des humanen Fortschritts, dem Schwindel in Geschäft und Politik abhold, mit andern Nationen verträglich, halten das alte Vaterland in Ehren, fördern Bildungsanstalten, sind bei allen nützlichen Unternehmungen betheiligt und pflegen deutsches Familienleben. Sie erringen sich Wohlstand und viele sind reich. Von den französischen Creolen[90] sind nur einige lediglich durch glückliches Spekuliren, namentlich in Bauplätzen, keiner durch Thätigkeit, zu großem Vermögen gelangt, manche von ihnen treiben nach wie vor den Pelzhandel. Die Angloamerikaner haben vorzugsweise den Großhandel in ihren Händen, halten Gasthöfe, besitzen Dampfschiffe, Eisenbahnen, Bank- und Wechselgeschäfte; sie beleben die Spekulation, leiten Handel und Industrie, spielen in politischen Dingen die ersten Rollen;

[90] Siehe hierzu S. 22, Anm. 65.

viele sind unverschämte politische Schwindler und Stellenjäger, und diese benutzen zu ihren Zwecken die auch dort, wie in ganz Nordamerika zahlreichen Parias[91] der celtischen Race, die rothhaarigen Irländer, so weit die Priester es zugeben. Dritthalbtausend Italiener hängen, wie das auch in andern Ländern ihre Sitte ist, an gewissen Beschäftigungen, für welche sie eine besondere Vorliebe haben, z. B. am Handel mit Südfrüchten und Delikatessen. Einige Tausend Schweizer, meist fleißige, achtbare Menschen, schließen sich in St. Louis ihren deutschen Sprachgenossen an. Auch Tschechen, Böhmen und Ungarn leben in der Weltstadt am Mississippi, und selbst chinesische Kaffee- und Theehändler haben sich schon vor Jahren dort eingefunden.

Imponirend überrascht den von Osten Ankommenden der Anblick der Stadt. Die Häusermassen erheben sich in Terrassen vom Flusse und verlieren sich in fernem Nebel, aus dem Kuppeln, Kirchthürme und hohe Dampfessen aufragen. Eine Dampffähre landet den Reisenden, ganze Eisenbahnzüge, an dem linken Stromufer, der sogenannten Levée[92], mitten in einem unbeschreiblichen Drängen und chaotischen Gewirr, in welchem es kaum möglich erscheint, daß jeder Einzelne weiß, was er will. Da rollen schwere Lastwagen, die Fuhrleute schreien und treiben die Thiere an, der Staub wirbelt, die Dampfkessel der Schiffe brausen. Man kann diese Hafenstraße als ein ungeheures Schlachtfeld, nicht des Krieges, sondern des Friedens bezeichnen; die kolossalen Dampfer, welche in langer Reihe auf dem Wasser liegen, speien Waaren aus, um andere zu verschlingen. Es ist ein ohrzerreißendes Getöse. Nur am Sonntag ist Alles stille; dann hat, gleich seinen Bewohnern, das Ufer des Mississippi ein Feierkleid angelegt. Das Auge, das die Woche über so geschäftig auf der Erde sucht, schaut müßig nach der Sonne, die sich über die aus den Sümpfen von Illinois aufsteigenden Nebel erhebt und deren Strahlen in den Fluthen des majestätischen Stromes magisch erglänzen; nirgends ist Getümmel, der Staub ruht, der Himmel ist blau, weil der Athem der Essen ihn nicht schwärzt, die Räder klappern nicht, kein Fuhrmannskarren ist sichtbar; die verschlossenen Lagerhäuser sind verödet, die Lastträger fehlen; nur hie und da stehen verlassene Kisten und Ballen, die vielleicht armen Einwanderern gehören; leer ist das gepflasterte Gestade, auf dem an den Wochentagen die Erzeugnisse aus allen fünf Erdtheilen ein- und ausgeschifft werden. Aber am andern Morgen belebt es sich mit neuem Gewühl; dann erbraust die Levée wieder wie die Unterwelt, und der Mississippi ist schwarz von Kohlendampf umlagert wie der Styx[93].

Die Hafenstraße führt nach der höher gelegenen Haupt- oder Mainstraße. Dort nimmt der Kaufmann die Waaren in Empfang, welche aus dem Chaos an der Levée ihren Weg nach seinem Speicher suchen. Die Erzeugnisse aus dem tropischen Süden und Getreide des Nordens werden dort aufgestapelt, um in alle Welt weiter versandt zu werden. Auch noch weiter hinauf, in der zweiten Straße, wohnen viele Großhändler, aber zwischen und neben ihnen sehen wir viele Deutsche und hören vorzugsweise unsere Sprache in allen ihren Mundarten. Wir finden den deutschen Mittelstand, der es sich sauer werden läßt, aber auch zu Wohlstand gelangt, und nach vaterländischer Sitte „zum Seidel und Schoppen“ geht, die aus Dutzenden von Schenkstuben winken. Dort können wir unter Landsleuten manche interessante Bekanntschaft machen. An einem Tische sitzen Männer, deren Scheitel bereits gebleicht ist; einst waren sie flotte Studenten, die mit dem Schläger wohl um zugehen wußten, zogen dann nach anno dreißig in die neue Welt und gehören in St. Louis zu den Alten oder Grauen *par excellence*[94]. Mit ihrem *Corpus juris*[95] und der leidigen Dogmatik ließ sich aber in Missouri nicht viel ausrichten; Steine klopfen, taglöhnern, die Bauarbeit an Straßen oder Häusern nährte ihren Mann besser, und Manche griffen zum Pfluge; waren die Leute nur sonst tüchtig, so schlugen sie sich durch die äußere Noth, meist bis zum Wohlstand. Neben den Alten sitzen dann „Achtundvierziger“, die nun auch nicht mehr „grün“ sind, sondern sich

[91] Paria, ein der niedersten oder gar keiner Kaste angehörender Inder; der Begriff leitet sich vom tamil. Paraiyar (Tamil பறையர், paṟaiyar, „Paria“), einer Bezeichnung für eine untere Kastengruppe in den südindischen Bundesstaaten Tamil Nadu und Kerala ab.

[92] Engl., der Damm.

[93] Styx (griech. Στύξ, Stýx, „Wasser des Grauens“) ist in der griech. Mythologie neben Acheron griech. Ἀχέρων, Áchérōn), Lethe (griech. ἡ Λήθη, hē Lḗthē, „das Vergessen“), Kokytos (griech. Κωκύτος), Phlegethon (griech. Φλεγέθων) und Eridanus (griech. Ἠριδανός) ein Fluß der Unterwelt.

[94] Frz., in typischer, mustergültiger Ausprägung, in höchster Vollendung; schlechthin.

[95] Lat., (Zivil-)Gesetzbuch.

längst im neuen Vaterlande zurecht gefunden haben. Als sie das alte verließen, um in die Verbannung zu gehen, sagten sie wohl: „Wir kommen wieder, wenn's von den Bergen raucht!“[96] Aber sie bleiben in Amerika, in welchem sie unter schwerer Mühsal sich nunmehr eine zweite Heimath erobert haben.

Wir gehen an den alten französischen Hütten vorbei, die sich inmitten einer so ganz modernen Stadt wunderlich genug ausnehmen, und steigen zur vierten Straße hinan; dort ist die Luft schon rein und Alles erscheint geräumiger; man glaubt sich auf einen Boulevard oder eine Frankfurter Zeil versetzt. Wir wandeln auf breiten Seitenwegen an glänzenden Kaufläden vorüber und biegen in die breite Straße (Broadway) ein, die sich nach dem Norden der Stadt erstreckt und einen eigenthümlichen Anblick gewährt. Diese Straße führt ihren Namen mit vollem Rechte; sie ist an beiden Seiten überdacht und die breiten Seitenwege dienen den Fußgängern zum Durchgang, den Verkäufern als Ausstellungsplatz von Waaren. Sie bildet einen riesigen Bazar[97], auf welchem man Alles findet, was überhaupt in den Handel kommt. Da sind Großhandlungen und Kleinhandlungen, Spezerei- und Kleiderläden; wir sehen einen mit getrockneten Hirschhäuten beladenen Wagen neben einem andern, der mit Obst gefüllt ist; neben Schuhen liegen Paradiesäpfel, Ochsenviertel, Hasen und Eichhörnchen neben Zwiebeln und Citronen, Hüte nach der allerneuesten Mode neben Tonnen voll Schweizerkäsen aus dem Emmenthale; lebendige Kaninchen werden neben krähenden Hähnen, Pökelfleisch und Butter feilgeboten; ein Mann, der Sodawasser verkauft, handelt auch mit wollenen Strümpfen, bei einem Kleiderhändler kauft man Kartoffeln. Mit Recht hat man diese breite Straße in St. Louis einen wahren Mikrokosmus aller menschlichen Bedürfnisse genannt. An Sonnabend-Nachmittagen ist sie am meisten belebt. Die Frau des deutschen Handwerkers, der daheim arbeitet, kauft ein Huhn für die Sonntagssuppe, während der amerikanische Feinschmecker im schwalbenschwänzigen Frack und Cylinder in eigner Person Prairiehühner und Wachteln sucht; der irische Arbeiter holt ein Stück Rindfleisch, der französische Creole einen Fisch. Vom breiten Wege gehen wir weiter nach dem obern Theile der Stadt und nähern uns dem Flusse. Dort sehen wir uns in eine Fabrikstadt versetzt; wir erblicken geschwärzte Backsteinkolosse, Gießereien, in denen die Maschinen brausen und zischen, überall Werkstätten Vulkans, in denen es rastlos hämmert und tobt. St. Louis ist nicht bloß Handelsstadt, sondern erhebt sich mehr und mehr zu einem großartigen Mittelpunkte der Industrie. Die Eisengießereien und Maschinenfabriken, deren Arbeiter in der Mehrzahl Deutsche sind, genießen einen vorzüglichen Ruf; die Verfertigung von Stearinkerzen und Seife, zumeist in deutschen Händen, ist von kolossalem Umfang; auch Baumwollwaaren- und Tuchfabriken von Bedeutung fehlen nicht.

Am deutlichsten für den großartigen Aufschwung der Stadt zeugen einige amtliche Ziffern. Diesen zufolge betrug das steuerpflichtige Grundeigenthum im Jahre 1842 erst 12,101,018 Dollars; es stieg binnen 10 Jahren um das Dreifache, nämlich 1852 auf 38,281,668 Dollars und hatte 1859 die Ziffer von 92,340,870 Dollars erreicht! Die Bewohnerzahl betrug 1840 erst 16,649 Seelen, und wurde am 1. December 1859 auf 180,000 Köpfe veranschlagt. Für solchen Zuwachs an Menschen müssen Häuser gebaut werden. Der Westen hat in Folge der großen Handelskrisis[98] und nicht sehr ergiebiger Ernten schlechte Zeit gehabt, und doch zählen die Neubauten in St. Louis während der zwei letzten Jahre nach Tausenden, die darin angelegten Kapitalien nach Millionen. Allein im Jahre 1859 wurden nicht weniger als 2450 Neubauten unternommen, zu einem Kostenbetrage von 7,173,155 Dollars, die nicht fremdes Kapital sind, sondern Geld von Bürgern der Stadt. Die überwiegende Mehrzahl dieser Neubauten gehört unsern Landsleuten. Alle diese neuen geradlinigen Straßen wurden mit Schienen belegt, Pferdebahnen, welche am Ende vorigen Jahres schon 24 englische Meilen[99] Länge hatten.

---

[96] Von Freudenfeuern der Freiheit, ähnlich den Feierlichkeiten zum Sieg in der „Völkerschlacht bei Leipzig“ von 1813, die überall im prot. Deutschland am 18. Oktober auf den Bergeshöhen mit Freudenfeuern begangen wurden.

[97] Pers./osman. بازار, bāzār, „der Markt“.

[98] Die „erste“ Weltwirtschaftskrise hatte am 24. August 1857 in New York City ihren Anfang genommen, als die Bank „Ohio Life Insurance Company“ ihre Zahlungen einstellen mußte, da sie zu sehr in spekulative Anleihen für Eisenbahngesellschaften investiert hatte. Daraufhin riefen Gläubiger nicht nur bei dieser, sondern auch bei vielen weiteren Banken ihre Kredite zurück, was einen allgemeinen „Run“ auf die Geldinstitute auslöste. Die amerik. Finanzkrise wirkte sich im Handumdrehen auf die gesamte Weltwirtschaft aus und sollte bis 1859 andauern.

[99] 1 mile = 1.760 yd = 5.280 ft = 63.360 in = 1.609,344 m.

Nicht in gleichem Verhältniß zu der materiellen steht die geistige Hebung des Platzes. An Bildungsanstalten fehlt es der Stadt zwar nicht, jedoch stehen sie, wie namentlich die Universität[100], leider unter der Leitung der Jesuiten[101], die in St. Louis sehr thätig sind. Sollte einst der viel gehegte Plan, in Nordamerika eine deutsche Hochschule zu gründen, verwirklicht werden, so würde diese gerade deshalb in St. Louis ihre rechte Stelle haben und ihre rechte Wirksamkeit finden.

An monumentalen Bauwerken ist St. Louis ärmer, als jede andere an Größe ebenbürtige nordamerikanische Stadt, denn es ist die jüngste unter seines Gleichen und hat zu viel mit den Anforderungen der materiellen Nothwendigkeit zu schaffen, als daß sich seine schöpferische Spekulation weiter erstreckte als auf Werke des Nutzens. Mehr als ein Werk des Bedürfnisses und öffentlichen Nutzens ist auch das neue, erst im vorigen Jahr vollendete Rathhaus[102] nicht. Es wurde an der Stelle eines ältern unzureichenden Gebäudes mit einem Aufwand von ½ Million Dollars errichtet und gilt, da lediglich die Ziffer den Werth in den Augen des Amerikaners bedingt, als ein Gegenstand des Stolzes für jeden Bürger von St. Louis. Mehr, als jene Ziffer, ist auch für unsere Leser von dem Gebäude nicht erwähnenswerth.

[100] Die im Jahre 1818 gegründete Saint Louis University.

[101] Das Narrativ der jesuitischen Weltverschwörung kam im prot. Deutschland kurz nach der Gründung des dezidiert gegenreformatorischen kath. Ordens im Jahre 1540 auf und hielt sich bis weit ins 20. Jhd. Nachhaltig verstärkt wurde diese Form des Anti-Jesuitismus durch eine 1614 in Krakau erschienene Fälschung von angeblich internen „Monita secreta / Geheime Ermahnungen“, die der aus dem Orden ausgeschlossene Hieronymus Zahorowski (1582–1634) herausgeben hatte.

[102] Heute: Old St. Louis County Courthouse; es war im Jahre 1828 nach Plänen des Architekturbüros „Lavielle and Morton“ fertiggestellt und in den Jahren 1839, 1851 und 1864 im Rahmen von Renovierungsarbeiten teilweise umgebaut worden.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 37-40.

Frankfurt an der Oder.

Frankfurt gehört zu den vielen deutschen Städten, die mit Stolz auf ihre Geschichte blicken können, wie der Deutsche berechtigt ist, mit Stolz auf alles Land östlich von der Elbe und Saale zu blicken, denn wenn der Fremde höhnisch fragt: „Wo sind euere Kolonien?" so zeigen wir dorthin: das halbe Norddeutschland ist's, das unsere Alten erst mit Schwert, Kreuz und Pflug erobern mußten. Frankfurt ist in diesen unseren Kolonialländern ein vielgeprüfter Ort, gehärtet und gestählt durch den Kampf vieler Jahrhunderte, und behauptet noch heute fest und würdig seinen alten Posten.

Je älter eine Stadt, desto freier beginnt der Chronist ihre Geschichte. Um mittelst einer Furth der Franken den Ursprung der Stadt und ihres Namens mit einem Federzug hinzustellen, lassen die alten Chroniken um 140 v. Chr. einen Frankenkönig (Sermo oder Sunno I.[103]) aus Scythien[104] daherziehend hier die Oder überschreiten. Daß aus Scythien nie Franken gekommen sind und der Name „Franken" damals hier noch kein menschliches Ohr berührt haben könnte, kümmerte die braven Alten nicht. Das Einfachste ist, daß Frankfurt ursprünglich ein Fischer- und Schifferdorf war, das allmählig zum Marktflecken anwuchs und, der günstigen Lage angemessen ein Uebergangspunkt für den deutschen Handel nach Polen wurde. Zur Stadt wurde es erhoben am 14. Juli 1253. Dieses Datum trägt eine Urkunde, nach welcher die Markgrafen von Brandenburg, Johann I.[105] und Otto III., in Gemeinschaft mit dem Erzbischof von Magdeburg[106] den „Flecken" vergrößern und den Marktplatz bei der Nikolaikirche, sowie die Niederlage in der Nähe des Orts erhalten wollten. Die junge Stadt wurde in Rechten und Pflichten Berlin gleichgestellt. Sie gedieh durch die Rührigkeit ihrer Bürger, die ihren Namen mit Ehren trugen, denn sie wußten ihre Stadtburg zu schützen. Ihre Nachbarn, namentlich die geistlichen, sorgten dafür, daß sie allezeit tüchtig in der Tapferkeit geübt wurden. Die Stadtmauern waren kaum fünfunddreißig Jahre alt, als sie die erste Belagerung, 1290 durch Markgraf Dietrich von Meißen[107], zu bestehen hatten. Darauf wurde (1318) die Befestigung vom Markgrafen Waldemar[108] verstärkt. In ihrem Bürgersinn verständig und treu und, durch Erfahrungen in nächster Nähe gewitzigt, waren die Bürger in allen Kämpfen zwischen Hierarchie und weltlichem Reich dem Kaiser treu, und so urprotestantisch ist Land und Luft dort, daß schon dieses junge Frankfurt des päpstlichen Bannes lachte, Bischöfe von seinen Mauern trieb und bis in die eigenen festen Sitze verfolgte. Doch waren sie in Frankfurt weniger grausam, als zu Halle[109], wo die Bürger den habgierigen Magdeburger Erzbischof[110] 1325 einkerkerten und hinrichteten: die Frankfurter nahmen den Bischof von Lebus[111], der nicht des Glaubens, sondern

[103] Sunno, fränk. Heerführer bzw. Kleinkönig im späten 4. Jhd.

[104] Hist. Siedlungsgebiet der Skythen, nördlich des Schrwarzen Meeres im heutigen Südrussland und der Ukraine von der unteren Wolga (russ. Волга) und dem Kuban (russ. Кубань) bis zum Dnister (ukrain. Дністер, russ. Днестр).

[105] Johann I. (ca. 1213–1266), seit 1220, gemeinsam mit seinem Bruder Otto III. dem Frommen (1215–1267), Markgraf der Mark Brandenburg.

[106] Rudolf von Dingelstädt († 1260), seit April 1253 Erzbischof von Magdeburg.

[107] Recte: Albrecht II. der Entartete (1240–1314), zunächst Landgraf von Thüringen und später auch Markgraf von Meißen.

[108] Waldemar der Große (ca. 1280–1319), ab 1302 als Mitherrscher Markgraf der Mark Brandenburg und ab Mai 1309 Alleinherrscher von Brandenburg.

[109] Recte: Magdeburg.

[110] Burchard III. († 1325; ermordet), seit 1307 Erzbischof von Magdeburg.

[111] Stephan II. von Lebus († 1345), seit 1317 Bischof von Lebus.

des lieben Zehntens wegen im Verein mit dem Polenkönig[112] das Land verwüstet und 1326–1328 Frankfurt vergeblich belagert hatte, in Goritz, der Bischofsburg, die sie eroberten, gefangen und ließen ihn so lange in strenger Haft büßen, bis er in sich ging, Lösegeld zahlte und von den ungerechtesten seiner Forderungen abstand. Erst im Jahr 1334 wurde der Gottesdienst in Frankfurt gegen eine zehnjährige Abgabe wieder freigegeben! Das sind Zeichen jener Zeit. Als der falsche Waldemar[113] aufstand, fiel Frankfurt ihm zu und wurde deshalb 1348 von Kaiser Karl IV.[114] belagert; und kaum war diese Kriegsdrangsal vorüber, so sorgten die feindlichen Bischöfe von Lebus für einen neuen Bannstrahl, 1350 bis 1354. Einen treuen Gönner fand die Stadt an dem Kurfürsten Ludwig dem Aeltern von Brandenburg[115]: er ertheilte ihr neben vielen anderen werthvollen Privilegien auch die Freiheit der Schifffahrt zwischen Breslau und Stettin. Aehnliches erfolgte von Seiten seiner Nachfolger und selbst der Kaiser. Die Stadt war reich und mächtig geworden, so daß sie den stets geldbedürftigen Fürsten bereitwillig aus der Noth helfen und dafür immer neue Vorrechte und Vortheile für sich gewinnen konnte. Das 14. Jahrhundert schloß die glückliche Stadt mit einem frommen Werke: der Stiftung des Karthäuserklosters beim Gubener-Thore. Das 15. Jahrhundert ließ mit neuen Stürmen nicht lange auf sich warten und schloß abermals mit einer Stiftung, die ein strahlendes Zeugniß ablegt für den geistigen Fortschritt, den diese hundert Jahre in den Häuptern und Köpfen des deutschen Volkes, und zwar nicht nur im Norden, bewirkt hatten. Die Kriegszüge der Hussiten erstreckten sich bis nach Frankfurt; Procop[116] belagerte die Stadt zweimal vergeblich. Mit ebenso wenig Erfolg lagen 1450 die Polen vor den Mauern der festen Bürger. In besonderer Gunst stand Frankfurt bei dem Kurfürsten Friedrich II.[117] und Johann Cicero[118], der schon als Kurprinz eine Vertheidigung der Stadt gegen den Herzog von Sagan geleitet hatte, 1477. Damals kehrten 350 gefangene Frankfurter, die der Herzog frei gelassen hatte unter der Bedingung, daß 100 Dukaten Lösegeld für sie bezahlt würden, in die Haft zurück, weil diese Summe für sie nicht aufzutreiben war. Das hieß: Worthalten, weiter nichts. Von da an ging das Jahrhundert auf der beglückenden Bahn des Friedens seinem Ende entgegen; denn die einige Zeit störenden Strauchdiebereien märkischer Edelleute, der Krachte, Köckeritze, Lüderitze, Itzenplitze und Cons.[119], legten sich, nachdem die Bürger mit guten Stangen und Klingen einigemale die adeligen Schnapphähne auf Finger und Köpfe geklopft hatten. Die Stiftung, mit welcher Frankfurt das Ende des 15. und den Anfang des 16. Jahrhunderts verherrlichte, war die einer Universität: soweit war man in 100 Jahren vom Karthäuserkloster aufwärts gestiegen! Den Anfang dazu machte das noch von Johann Cicero (1499) errichtete „Fürstenkollegium“; die Universität selbst wurde 1505 von Joachim I.[120] gestiftet, nach dem Muster der leipziger Hochschule eingerichtet und 1506 eingeweiht. Einer ihrer ersten Studenten war Ulrich von Hutten[121], und – der Ablaß-Tetzel[122] erhielt von ihr den Doktorhut. In der deutschen Gelehrten-Republik ist von jeher Alles möglich gewesen. Viel schadete der jungen Universität die Pest, welche

[112] Władysław I. Ellenlang (poln. Władysław I Łokietek; 1260–1333), als Władysław IV. seit 1306 Princeps von Polen und seit 1320 als Władysław I. König von Polen.

[113] Der falsche Woldemar o. falsche Waldemar († 1356; hingerichtet) war ein Hochstapler, der von 1348 bis 1350 von Karl IV. (s. u.) mit der Mark Brandenburg belehnt war.

[114] Karl IV. (tschech. Karel IV.; 1316–1378), seit 1346 römisch-deutscher König, seit 1347 König von Böhmen, ab 1355 König von Italien und römisch-deutscher Kaiser.

[115] Ludwig der Römer (1328–1364/65), als Ludwig VI. von 1347 bis 1351 Herzog von Bayern und als Ludwig II. ab 1351 Markgraf von Brandenburg, 1356 wurde er zudem Kurfürst und Erzkämmerer des Heiligen Römisches Reiches.

[116] Der Geistliche und Heerführer der Reformbewegung der Taboriten Andreas Prokop, auch Prokop der Kahle genannt (tschech. Prokop Holý; ca. 1380–1434).

[117] Friedrich II. von Brandenburg (1413–1471), von 1440 bis 1470 Markgraf von Brandenburg sowie Erzkämmerer und Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches.

[118] Johann „Cicero“ von Brandenburg (1455–1499), seit 1486 Kurfürst und Markgraf von Brandenburg.

[119] Abk. für Konsorten.

[120] Joachim I. Nestor (1484–1535), seit 1499 Kurfürst von Brandenburg.

[121] Der Humanist Ulrich von Hutten (1488–1523).

[122] Der Ablaßprediger Johann Tetzel (ca. 1460–1519).

zehn Jahre lang in Frankfurt wüthete und die Verlegung der Anstalt nach Kottbus nöthig machte, und die Eifersüchteleien gegen Wittenberg und Luther[123]. Erst nachdem unter Joachim II.[124] am 9. Nov. 1539 die Reformation in Frankfurt eingeführt und die Universität nach reformirten Grundsätzen eingerichtet worden war, gedieh sie zu einer schönen Blüthe. Sie ward 1811 nach Breslau verlegt.

Eine lange Zeit äußeren Friedens ließ der Stadt Muße, an der Entwickelung ihrer Verwaltung und Verfassung, der Ausbreitung ihres Handels durch die berühmten Messen und gesicherte Schifffahrt zu arbeiten. Im Nordosten Deutschlands war Frankfurt damals eine Zierde deutscher Handels- und Gewerbsthätigkeit. Da kamen über die Stadt drei große Kriege, gekämpft mit den Waffen der neuern Zeit, gegen welche ihre Mauern keinen Halt mehr boten: der dreißigjährige Krieg, der siebenjährige Krieg[125] und die Franzosenkriege. In allen drei Kriegen lag Frankfurt fortwährend in der Feuerlinie. In welchem Zustand eine Stadt aus solchen Drangsalen hervorgehen muß, erklärt sich von selbst. Nach dem dreißigjährigen Krieg waren 500 Feuerstellen der Stadt verschwunden und 5000 Einwohner von Krieg und Elend dahin gerafft worden. Nach dem siebenjährigen Krieg klopfte die Armuth an alle Thüren. Nach der Schlacht bei Jena[126] bis zum Aufruf: „An mein Volk“[127] fraß die französische Herrsch- und Habgier bis in’s Mark, so daß damals viele Bewohner die Stadt mit dem Rest von Hab’ und Gut lieber in Stich ließen, als der Schande länger zusahen, die man in unseren Tagen mit „Helena-Medaillen“[128] verewigen möchte.

Seit dem Frieden von 1815 hat die Stadt wieder rastlos an ihrem Wohlstand gebaut und, trotz mancher ungünstigen Vorgänge, in der Handelswelt einen ehrenwerthen Rang behauptet. Die jährlichen drei Messen (zu Reminiscere[129], Margaretha[130] und Martini[131]) sind die stärksten der Monarchie, und wenn sich auch seit 1835 eine Abschwächung derselben fühlbar machte, so wird Frankfurt doch stets ein wichtiger Mittelpunkt des Handelsverkehrs zwischen den deutschen und nordischen Staaten, ein besonders glücklich gelegener Austauschplatz der deutschen Fabrikwaaren gegen polnische und russische rohe Produkte und deshalb, so lange sich der Kulturzustand des Nordostens nicht bedeutend verändert, noch fort und fort ein bequemer und lebhafter Meßplatz bleiben. Die Eisenbahnen, die es mit Berlin, Breslau, Danzig und Königsberg verbinden, werden für die Zukunft der Stadt, im Verhältniß des riesigeren Verkehrs, so großartig wirken, wie dies durch die Kanäle und Chausseen im langsameren Schritt der früheren Zeit geschehen ist.

Frankfurt liegt bekanntlich am linken Ufer der Oder und besteht aus der eigentlichen Stadt und den drei Vorstädten Gubener-, Lebuser- und Dammvorstadt. Letztere liegt auf dem rechten Oderufer und ist mit der Stadt durch die 844’[132] lange und 31’ breite hölzerne Brücke verbunden, welche wir auf unserem Stahlstich vor uns haben. Stadt und Vorstädte bedecken einen Flächenraum von 1057 ½

---

[123] Der dt. Reformator Martin Luther (1483–1546).

[124] Joachim II. Hector (1505–1571), seit 1535 Kurfürst von Brandenburg.

[125] Der Siebenjährige oder auch 3. Schlesische Krieg von 1756 bis 1763 war eigentl. ein weltumspannender Konflikt, an dem alle europ. Großmächte beteiligt waren, und der sich bis nach Nordamerika auswirkte. Preußen nutzte diesen internationalen Konflikt, um sich Schlesien ebenso unrechtmäßig wie endgültig auf Kosten Österreichs anzueignen.

[126] Die von Preußen verlorene Schlacht bei Jena und Auerstedt während des 4. Koalitionskrieges am 14. Oktober 1806.

[127] Mit dem Aufruf „An Mein Volk“ hatte sich Preußenkönig Friedrich Wilhelm III. (1770–1840) am 17. März 1813 in Breslau an sein Volk gewandt, um Unterstützung für den Kampf gegen Kaiser Napoléon I. (1769–1821) zu gewinnen; am selben Tag war auch die Kriegserklärung Preußens an Frankreich erfolgt.

[128] Eine Gedenkmedaille für die frz. Land- und Seestreitkräfte. Sie war von Kaiser Napoleon III. (1808–1873) am 12. August 1857 zur Ehrung der Kriegsteilnehmer aus der Zeit der Kämpfe von 1792 bis 1815 gestiftet worden und wurde auch an Ausländer verliehen, die unter frz. Flagge gekämpft hatten.

[129] Der 2. Fastensonntag, also während der vorösterlichen Zeit.

[130] Hier ist wohl der Gedenktag der Hl. Margaretha von Antiochia († um 305) gemeint, der auf den 20. Juli fällt.

[131] Der 11. November.

[132] Siehe hierzu S. 6, Anm. 14.

Morgen[133]. Die Stadt hat 5 Thore und ist regelmäßig gebaut: ihre vier geraden Hauptstraßen werden von 13 anderen durchschnitten. Zu ihren Sehenswürdigkeiten gehören, außer den schönen öffentlichen Plätzen (gro- ßer Markt, neuer Markt, Anger und Roßplatz) und den meist sehr al- ten und gut restaurirten Kirchen und weltlichen Gebäuden (Rath- haus, Herrenhaus, große Ma- gazine in der Lebuser-Vor- stadt, Hebammeninstitut auf dem Damm, etc.) sowie den verschiedenen Unterrichts-, Erziehungs-, Vergnügungs-, Wohlthätigkeits-, Heil- und Besserungsanstalten, wie wir dergleichen in allen gleich großen deutschen Städten finden, auch meh- re wahrhaft denkwürdige Denkmäler. Im Park, zwi- schen dem neuen Markt und dem Anger, sehen wir die des Generals von Di- ringshofen[134], des Pro- fessors Darjes[135] und des Dichters Ewald Chri- stian von Kleist[136], der in der Schlacht bei dem nahen Kunersdorf 1759 den Heldentod gefunden hat, und auf dem rechten Oderufer erhebt sich das Denkmal eines Helden der Menschenliebe, jenes Her- zogs Leopold von Braun- schweig[137], der sein Leben in der Oder verlor, aus deren Wel- len er Verunglückte retten woll- te. Endlich ist Frankfurt der Ge- burtsort des Großkanzlers von Cocceji[138], des Theologen Augusti[139] und des Dichters Heinrich von Kleist[140]. – Die Einwohnerzahl Frank- furts, die im Jahre 1825 nur 19,620 betrug, stieg bis 1840 auf 25,900, bis 1843 auf 28,700 und mag gegenwärtig ungefähr 35,000 sein.

Heinrich von Kleist
(siehe hierzu S. 35, Anm. 140).

[133] 1 preuß. Morgen = 2.553,22 m^2.

[134] Bernhard Alexander von Düringshofen (1714–1776), General im Siebenjährigen Krieg (siehe hierzu S. 22, Anm. 73); sein Denkmal stand früher im Park auf der Südseite der Stadt.

[135] Der Pfarrer, Jurist und Ökonom Joachim Georg Darjes (1714–1791), der an der Viadrina das Studium der Kameralwissenschaften einführte.

[136] Ewald Christian von Kleist (1715–1759).

[137] Leopold von Braunschweig-Wolfenbüttel (* 1752), der tatsächlich am 27. April 1785 in den Fluten des Oder- hochwassers ertrunken war; allerdings hatte er niemals die Absicht gehabt, bei der Rettung von in Not geratenen Zivilisten tatkräftig mitzuhelfen, sondern er wollte lediglich die Bergung der Ausrüstung seiner Soldaten, die sich auf dem gegenüberliegenden Ufer befand, beaufsichtigen. Trotzdem wurde ihm am 11. August 1787 am Prinzen- ufer ein allegorisch geprägtes Denkmal gesetzt.

[138] Samuel von Cocceji (1679–1755), seit 1747 Großkanzler unter Friedrich II. von Preußen (1712–1786).

[139] Friedrich Albrecht Augusti, geb. als Josua Ben Abraham Eschel oder Herschel (1691–1782).

[140] Heinrich von Kleist (1777-1811; Selbstmord). Der nach der Vorlage von Peter Friedel (Lebensdaten nicht er- mittelt) von Carl Hermann Sagert (1822–1889) in Punktmanier geschaffene Stich wurde folgendem Werk entnom- men: „Heinrich von Kleist's Leben und Briefe. – Mit einem Anhange herausgegeben von Eduard von Bülow" (Berlin: W. Besser 1848).

DCCVI
FRNKFURT a/d. ODER
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 48.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Vierzehnter Band. Dritte Folge, vierter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 144 S. 8°. S. 60.

Der Spitterfall.

Wenn ich das liebliche Bildchen mit den frischen Baumgruppen und den zersplitternden Wasserstrahlenbündeln lange betrachte, so nenne ich es „Splitterfall", wie der Künstler, und fühle mich in einen Gebirgswinkel meiner lieben Steiermark versetzt, wo es so schön ist! Da springt, wie der allerlöseste, prächtigste Junge, ein Alpenbach vom hohen Bachergebirg[141] herab, rennt unmuthig zwischen bebautem Ackerland hin, um mit der ausgelassensten Freude in eine stundenlange Felsenschlucht zu stürzen, wo er im arg zerwühlten Bette Burzelbäume schlägt und Sprünge macht zum Grausen. In dieser Schlucht war meine Lieblingsstätte da, wo die klaren Perlen der Hudina[142]-Wellen am lustigsten und mit rauschendem Jauchzen über die Felstrümmer rollen. Hier besuchte ich meinen Bach zu jeder Jahreszeit, im Frühjahr, wenn der schmelzende Schnee des Gebirgs ihn aufbrachte und die Eisschollen ihn so erzürnten, daß er sie zerschmetterte; im Herbst, wenn der Regen ihm sein reines Gewand verdarb, so daß er bitterböse mit ihm davon rannte; im Sommer, wenn er stiller ging, aus Freud' an den herrlichen Blumen, die er küßte; und im Winter, wenn er mächtige Orgelpfeifen von glitzerndem Eis in seinen kalten Fingerchen hielt und eigentlich doch lachte, wenn's ihn auch fror.

Jetzt, wo wieder der dunkle Kranz heimathlicher Tannenwälder zu mir herüber sieht, fühle ich die Thüringer Natur des Bildchens stärker hervortreten. Die Felsen kommen meinem Auge nun kleiner, die Wasserstrahlen niedlicher vor, und die Bäume sind offenbar noch jung. Mag nun der Fall da mehr Ähnlichkeit haben mit dem, welchen die kleine Thüringische Spitter, unweit Tambach[143] im Gothaischen, in wasserreichen Tagen macht, oder mit meinem Hudina-Sprung in Steiermark, das ist mir einerlei. Das Bild ist lieblich auch ohne Porträtähnlichkeit, und falls es die Physiognomie beider Fälle darstellte, so wäre das wieder kein Wunder; die Erde ist groß und reich genug, um Zwillingsähnlichkeiten auch in der Natur vorräthig zu haben.

[141] Slowen. Pohorje.

[142] Der slowen. Fluß Hudinja.

[143] Bei Coburg.

DCCCXXV
DER SPLITTERFALL
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 49f.

Harper's Ferry.

Einer der interessantesten Ströme Nordamerika's ist der Potomac. Er entspringt auf der Ostseite der blauen Berge (eigentlich blaue Kette, *Blue Ridge*), dem östlichsten Zug des Alleghany-Gebirgs[144], unterhalb Oldtown[145] in Virginien, aus zwei Quellen und auf bedeutender Höhe. Bei Westport, wo der Savage-River sich mit ihm vereinigt, steht seine Wassermasse 1160 Fuß höher, als da, wo er, nach einem Laufe von 219 Meilen, die Grenze erreicht, bis zu welcher die Seefluth durch die Chesapeake-Bay heraufsteigt. Daher ist er ein mächtig fallender Strom, der durch das stärkste Felsgerippe der Erde sich seinen Weg bahnte. Seinen ersten größeren Sturz thut er bei den sogenannten Houre-Falls[146]. Von da bis fünf Meilen tiefer muß er einst eine furchtbare Arbeit gehabt haben. In seine tobenden Fluthen dringt mit mächtigem Andrang sein größter Kampfgenosse ein, der Shenandoah, der, 200 Meilen die westlichen Wände der blauen Berge entlang daherstürmend, einst mit ihm denselben Widerstand fand. Ein breiter Felsendamm gebot hier den vereinten Fluthen Halt! und stemmte sie zum See an. Es mag damals ein anderer Niagara am jenseitigen Abgrund des Felsengürtels in die Einsamkeit der Urwälder gedonnert haben. Aber der Tropfen wird Herr über den Stein. Die Wasser fraßen und rissen, brachen und verschlangen Fels um Fels, bis sie den Damm durchbohrt hatten hinab bis zum Grund ihres eigenen Bettes. Und als später Menschen kamen, sahen sie wohl noch die Spuren des ungeheueren Kampfs, aber sie bauten Häuser an den Strom, es entstanden Städte, Wege wurden gebahnt, für das Schiff, das der Wogensturz zerschmettert hätte, Kanäle seitwärts gegraben, Brücken gebaut über die breiten Fluthen, und so vollendeten Natur- und Menschenkräfte Das, was Dir, lieber Leser, unser schönes Bild zeigt. Noch heute bekunden die vom Fuß bis zum Gipfel furchtbar zerklüfteten, drohend über den Strom hängenden Felsen die Riesenkräfte, die hier sich Bahn gebrochen haben, und gegenwärtig gilt diese Stromschlucht unweit Harper's Ferry für eines der großartigsten Naturwunder Nordamerika's und ist das Ziel unzähliger Reisender.

Harper's Ferry heißt der Ort, welcher im Bilde vor uns liegt. Seinen Namen mag er daher haben, daß hier ein Ansiedler Harper[147] eine Fähre zum Uebersetzen der Reisenden hielt. Jetzt führt eine 800 Fuß lange Brücke über den Strom und verbindet hier Virginien mit Maryland. Der Ort selbst ist unregelmäßig gebaut, dehnt sich am Fuß eines Hügels aus und gewährt mit seinen malerischen Hintergründen von mehren Seiten einen prächtigen Anblick. Obgleich die Einwohnerzahl 5000 noch nicht übersteigt, so haben doch vier christliche Sekten ihre Kirchen und Bethäuser hier. Auch das Geschäftsleben hat neben die Naturwunder seine kolossalen Bauten gestellt. Die Wasserkraft, die einst den granitnen Arm der blauen Berge zerbrach, dreht jetzt gehorsam im Menschendienste die Räder großer mechanischer und Manufaktur-Etablissements. Am bedeutendsten ist die Gewehrfabrik[148] und Kanonenbohrerei. Das hiesige Arsenal für die Vereinigten Staaten bewahrt durchschnittlich 80–90,000 Stück Musketen. Diese Kampfstätte der Natur ist ohne Zweifel der rechte Ort für die Lehre: Rüste für den Krieg, so bewahrst Du Dir den Frieden[149].

---

[144] Die „Allegheny Mountains".

[145] Als Quelle wird heute Faifax Stone angegeben.

[146] Vielleicht die heutigen Great Falls.

[147] Robert Harper (1718–1782) hatte 1751 das dortige Land erworben.

[148] Die staatliche Waffenfabrik war auch der Grund für den berühmt gewordenen Überfall John Browns (1800–1859; hingerichtet) auf Harpers Ferry am 16. Oktober 1859, denn mit den dort produzierten Waffen sollten die für den Sklavenaufstand vorgesehenen Kämpfer ausgerüstet werden.

[149] Dt. Übersetzung des lat. Sprichworts „Si vis pacem, para bellum".

Nicht bloß zerstörend-schaffende Kräfte tobten hier sich aus, auch künstlerische Launen hatte die Natur und stellte einen Gegenstand dar, der die Augen aller Reisenden auf sich zieht. Auf der Marylandseite der Felsenwand hängt hoch eine Klippe über den Potomac, in welcher die Hand der Natur das vollkommen ähnliche Bildniß Washington's ausgeprägt hat. Nicht bloß amerikanische Augen wollen hier den größten und besten Mann der Nation im Felsenbilde sehen; Jeder erkennt auf den ersten Blick nicht bloß annähernde, sondern fest und bestimmt die edlen, erhabenen Züge, die zugleich den großen Charakter des Mannes widerspiegeln. Natürlich ist dieses Naturspiel für Tausende ein weit stärkerer Anziehungspunkt, als alles Andere in dem wunderreichen Erdwinkel. – Uebrigens wird im Britischen Museum ein ähnliches Natursteinbildniß des Dichters Chaucer[150] aufbewahrt, welches wenigstens darthut, daß die Natur den Amerikanern kein Unicum[151] geschenkt hat.

[150] Geoffrey Chaucer († 1400).

[151] Lat., ein Einzelstück; spöttische Bemerkung hinsichtlich des angeblich George Washington darstellenden Felsens, da es natürlich auch kein authentisches Abbild von Geoffrey Chaucer (s. o.) gibt.

DRAWN AFTER NATURE

HARPER'S FERRY

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Institut in Hildburghausen.

Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 51f.

Haus Habsburg*)[152].

Aus der Nachricht vom Tode des alten Radetzky[153].

Das war das Bild vom alten Oesterreich
In des Jahrhunderts letztem wildem Brande!
Vom Himmel fuhr der Blitz, es schlug zugleich
Die eine Lohe auf durch alle Lande.
Zerbröckelnd stand der Bau, die Flamme brach
Sich Bahn durch alle Fugen, alle Ritzen!
War's Gottes Zorn, der in dem Donner sprach?
War es vom Sinai ein zweites Blitzen?
Ward, was zur ew'gen Richtschnur ER gesetzt,
Von Völkern und von Königen verletzt?

Die Mauern wankten an dem Kaiserbaue[154].
Wo ist der Meister, der sie stützen kann?
Da hebt im wetterdunklen welschen Gaue
Sein Richtmaß hoch empor ein alter Mann.
Und er beginnt zu werken an der Wehre:
Und eh' der Feind es sieht und achtet kaum,
Baut er die Mauer neu vom welschen Meere
Der Adria bis zu der Alpen Saum,
Wo mit den Deutschen die Lombarden hadern[155],
Die Männer welschen Bluts in deutschen Adern.

Zum Gnadenstrahle ward des Himmels Blitz!
Statt auszubrennen ganz und zu verfallen,
Der Nachbarn Raub und der Verödung Sitz,
Sind fest gebrannt die einst so morschen Hallen.
Das eine Reichspanier weht auf dem Thurm,
Ein frischer Hauch durchströmet alle Räume,
Und wo am Boden kroch manch' schlimmer Wurm,

---

[152] *) Das Stammhaus der Habsburger steht noch heute. Es krönt den Wülpelsberg im Schweizer-Kantone Aargau. Am Fuß des Bergs der von der Aar bespült wird, ist jetzt das Bad Schinznach ein vielbesuchter Ort. Gegründet wurde das feste Schloß von dem Bischof Werner von Straßburg [Werner I. von Habsburg (ca. 975–1028), seit 1001 Bischof von Straßburg] zum Schutze des Klosters Muri um 1020. Radeboto [Radbot (985–1045), Graf im Klettgau], Graf im Aargau, des Bischofs Bruder, leitete den Bau und überraschte, nach der Vollendung der kleinen Burg, den Bauherrn mit einer ähnlichen „lebendigen Mauer", wie sie Ludwig der Springer [(1042–1123), Graf in Thüringen] einst um seine Neuenburg seinem kaiserlichen Gast zeigte. „Lebendige Mauern habe ich Dir erworben, tapferer Mannen Treue ist die beste Burg" [so nur in „Meyer's Universum" zu finden], sagte damals Radeboto, Der Bischof aber nannte die Burg, weil sie auf seinem „Eigen" lag, seine „Habe" an Land und Gütern beherrschte, die „Burg seiner Habe", die „Habsburg".

[153] Der österr. Feldmarschall Johann Joseph Wenzel Anton Franz Karl Graf Radetzky von Radetz (tschech. Jan Josef Václav hrabě Radecký z Radče; 1766–1858).

[154] Während der Revolution von 1848/49.

[155] Mit dem Sieg Radetzkys (siehe hierzu S. 42, Anm. 153) über die Truppen des Königreiches von Sardinien-Piemont am 23. März 1849 bei Novara war dem ital. Streben nach nationaler Einheit vorerst ein Riegel vorgeschoben worden.

Da blühen stolz der Hoffnung grüne Bäume.
Die Luft, so schwül und drückend einst, wird klar,
Aufathmet kühn und frei der Doppelaar.

Und wie vom Brande schwindet Spur um Spur,
Erkennt das Volk das Ziel des neuen Kampfes:
Frisch auf, Ihr Männer, kämpft mit der Natur!
Ergreift die Wehr des Geistes und des Dampfes!
Mit Pflug und Hammer, Senkblei, Schrift und Wort
Durchforscht der Erde und des Lebens Tiefen
Und hebt die Schätze, die, zu lange dort
Für Millionen Glück, verborgen schliefen;
Ist Euer Land doch, dem kein andres gleich,
Der deutschen Zukunft großes Morgenreich![156]

[156] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

DCLXVIII
Martini d.c.
Das Haus
HABSBURG.
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 58-60.

Schloß Brunn (Prunn) im Altmühlthale.

Die schöne Kriemhild im Burgundenland, des Nibelungenliedes Heldin, hat vieler herrlicher Ritter Tod verschuldet, aber keiner derselben wird in unserem kostbarsten Nationalepos schmerzlicher beklagt, als der Markgraf Rüdiger von Bechlaren.

Das ist von allen traurigen Geschichten, die uns die alten Sagen und Dichtungen von der deutschen Vorzeit bewahrt haben, die schönste. Siegfried, der tapfere, starke Königssohn aus den Niederlanden, war nach Worms im Burgundenland gekommen, hatte durch kühne Thaten die Freundschaft des Königs Gunther und seiner Brüder Gernot und Giselher gewonnen, die ihm Kriemhild, ihre Schwester, zum Weibe gaben. Gunther selbst hatte Brunhild, die mächtig starke Königin auf Island, mit Siegfrieds Hülfe bewältigt und heimgeführt nach Worms. Siegfried aber zog mit Kriemhilden auf seine Burg zu Xanten. Einstmals aber kamen sie zum Besuch nach Worms. Da erhub sich ein Neid und Streit zwischen den beiden Königinnen über ihren Vorrang und die Vorzüge ihrer Männer, sie sagten sich harte Worte, und die wurden Siegfrieds Tod. Denn Königin Brunhild gewann den tapferen, bösen Ritter Hagen, und der erschlug den schönen Siegfried im Walde. Dazu holte Hagen später durch List und Tapferkeit Siegfrieds großen Schatz, den er einst den Nibelungen abgekämpft, den berühmten „Nibelungenhort", und versenkte ihn heimlich in den Rhein. Da ward die Rache groß in Kriemhilden gegen Hagen und ihren eigenen Bruder Gunther und sein Weib Brunhild. Sie zog mit ihrer Mutter Ute in das Kloster zu Lorsch, nahm den Leichnam ihres Gemahls mit, begrub ihn in „einem langen Sarg" und beweinte ihn in der Einsamkeit dreizehn Jahre lang.

Da kam frohe Botschaft in's Burgundenland. Rüdiger von Bechlaren war gesandt, um für Etzel, den König der Heunen (Attila, den Hunnenkönig) zu werben um die schöne Kriemhild. Sie widerstand scheinbar, aber ernstlich widerrieth der kluge, kühne Hagen dem König Gunther, Kriemhild ziehen zu lassen zu dem mächtigen Etzel. Er fürchtete Rache. Und um der Rache willen ging Kriemhild mit Rüdiger und seinen Helden, nachdem sie in geheuchelter Freundschaft von den Ihrigen Abschied genommen hatte. Aber das Lied sagt:

„*Ich wæne, der übel vâlant Kriemhilt daz geriet,*
daz si sich mit friuntschefte von Gunthere schiet."

(„Ich wähne, der üble Teufel Kriemhilden das rieth,
Daß sie sich in Freundschaft von König Gunthern schied.")[157]

Der treue, edle Rüdiger wußte nichts von dem bösen Sinn der schönen Frau. Recht in Freude über den gelungenen Dienst für seinen Lehnsherrn führte er die Königsbraut auf seine Burg Bechlaren, wo Kriemhilden von seiner Gattin Götelinde und seinem lieblichen Töchterlein „*vil michel dienest*"[158], „gar freundlicher Dienst" bereit war. Zu Zeißenmauer[159] geschah dann die Begrüßung Kriemhildens durch Etzel, und dann ward zu der Königsburg an der Donau gefahren und die Hochzeit gefeiert siebzehn Tage lang.

Nach sieben Jahren gebar Kriemhilde dem König Etzel einen Sohn, und im dreizehnten Jahre ihrer Ehe gedachte sie an die Ausführung ihrer Rache an Hagen und den Burgunden. Sie klagte eines Nachts dem König, daß sie von ihren hohen Verwandten noch nicht besucht worden sei, so daß die

[157] Wohl zitiert nach der von Ludwig Braunfels (1810–1885) edierten Ausgabe „Der Nibelunge Nôt. Urtext mit gegenüberstehender Uebersetzung nebst Einleitung und Wörterbuch […]" (Frankfurt a. Main: Literarische Anstalt 1846), S. 330, Strophe 1444.

[158] Braunfels, Nibelungen, wie S. 45, Anm. 157, S. 312, Strophe 1366.

[159] Eine Burg bei Wien.

SCHLOSS PRUNN im ALTMÜHLTHALE

(BAYERN)

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instt. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers.

Leute im Lande sagten, sie sei nur eine Landverwiesene. Der liebevolle Etzel, sandte sogleich seine Fiedelleute, Werbel und Swemmel[160], gen Worms, wohin sie auch Rüdigers Grüße mitnahmen. Abermals warnte Hagen den König und die Seinen vor Kriemhildens Rache; als aber kein Warnen half, begleitete er selbst die Helden auf ihrer letzten Fahrt. Nach vielen Abenteuern kamen sie zu Rüdigers Burg Bechlaren, wo sie herrlich empfangen und bewirthet wurden und wo Kriemhildens jüngster Bruder Giselher Rüdigers Töchterlein erfreite und für die Heimfahrt zum Weib erhielt. Aber Niemand fuhr wieder heim, denn schon die Weise, „wie Kriemhild Hagenen empfing", bereitete den Vernichtungskampf zwischen den Burgunden und den Heunen vor. Kriemhild's Racheplan siegte, der geschürte Haß verkehrte die Turnierspiele in blutigen Kampf und den Bankettsaal in ein Schlachtfeld. In wenigen Tagen lagen 7000 Helden erschlagen. Da schwur auch Etzel allen Burgunden den Tod und Kriemhild ließ Feuer legen unter den Saal, den die Ihrigen vertheidigten. Die Schaaren der Heunen waren schrecklich gelichtet. Da mußte auch Rüdiger in den Kampf gegen seine Gastfreunde und den Bräutigam seiner Tochter. Die Lehnstreue gegen seinen König und die Treue gegen seine Freunde stritten in seinem Herzen. Er klagte bitterlich:

Owê mich gotes armen, daz ich ditz gelebet hân!	(O weh mir Gottverlaßnen, daß ich dies sollt' erleben!
aller miner êren der muoz ich abe stân,	Aller meiner Ehren muß ich mich nun begeben,
triven unde zühte, der got an mir gebôt.	Aller Treu und Züchten, die Gott mir angebot.
owê got von himele, daz mih's niht wendet der tôt!	Weh mir, o Gott vom Himmel, daß mich entledigt nicht der Tod![161]

Aber die Lehnstreue siegt über die Freundespflicht. Er scheidet von seinen Freunden, die nun seine Feinde sein müssen, mit den ergreifendsten Klagen, beschenkt Hagen noch mit seinem eigenen Schild, und dann führt er seine Mannen zum Verzweiflungskampf. Reihen der Helden sinken vor seinem starken Arm, die Kämpfer waten im Blute, der Seinen liegen schon viele erschlagen zu seiner Linken und Rechten, und endlich fällt auch er. – Um des Helden Leichnam, wie um ein heiliges Kleinod, beginnt der letzte Kampf, und der endet mit dem Tode aller Mannen Dietrichs von Bern, und mit Gunthers, Gernots, des jungen Giselhers, des bösen Hagens und auch der schönen Kriemhild Tod. „*Hie hat daz mær ein ende. ditze ist der Nibelunge nôt.*"[162]

Wie konnte aber unser Bild uns zu den „*alten mæren*" führen und zu Rüdiger von Bechlaren? Der Anblick dieser Felsenburg in der Mondnacht könnte schon an sich an die Mondscheinhelle unserer Sagenwelt und die Felsenfestigkeit ihrer Heldengestalten gemahnen, wenn auch nicht des edlen Rüdigers Nachkommen die Herren dieses Schlosses wären. Nach dem alten Stammhause an der Donau Alt-Bechlarn oder Pöchlarn nannte ein Grafengeschlecht sich Peckларn, später Pöcklar und seit 1500 Pückler. Es zerfiel in die lausitzer und die fränkische Linie. Letztere, jetzt Pückler-Limpurg. besitzt außer Burg-Farnbach etc. auch Schloß Brunn, das, wohl erhalten, eine Zierde des an romantischen Reizen reichen Thales der Altmühl in Bayern ist.

[160] Spielleute in Diensten König Etzels (wobei „werbel" im Poln. eine kleine Trommel bezeichnet).

[161] Braunfels, Nibelungen, wie S. 45, Anm. 157, S. 506, Strophe 2229.

[162] Braunfels, Nibelungen, wie S. 45, Anm. 157, S. 558, Strophe 2459.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 60.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Dreizehnter Band. Dritte Folge, dritter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 143 S. 8°. S. 44.

Saint Charles am Missouri.

Jede Jugend hat ihren Reiz; auch eine junge Stadt zieht uns an, besonders wenn sie uns ein so heiteres, freundliches Bild zeigt, wie St. Charles. Hoch und gesund liegt die Stadt am mächtigen Missouri unweit seiner Mündung in den Missisippi[163]. Aber auch höchst vortheilhaft ist die Lage von St. Charles. Der Boden der Umgegend und der ganzen Grafschaft, deren Gerichtssitz es ist, gilt als der fruchtbarste weit und breit; alle Farmen sind trefflich kultivirt und bauen den vorzüglichsten Weizen; die Steinbrüche und Steinkohlenlager, so unerschöpflich wie die Wälder voll des besten Nutzholzes, bieten der Industrie und der Baulust lockende Hülfsmittel; endlich schreitet auch die Einwanderung, vorzugsweise eine deutsche, glücklich vorwärts. Bei einem Zusammentreffen so günstiger Umstände ist schon jetzt vorauszusehen, daß St. Charles sich in kurzer Zeit zu einem blühenden und mächtigen Platze emporschwingen wird. Gegenwärtig mag die Bevölkerung 3000 betragen. – Bei einer Anzahl von Abdrücken ist die unrichtige Unterschrift „am Missisippi" unbemerkt geblieben; die betreffenden Leser mögen dies Versehen entschuldigen.

[163] Mississippi.

DCCCLXXXIX
DRAWN AFTER NATURE
ST CHARLES am ~~MISSISSIPPI~~ Missouri
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verlegers.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 65-72.

Chur[164].

Lichtenberg[165] sagt: „Es kommt nicht darauf an, ob die Sonne in eines Monarchen Staaten nicht un- tergeht, wie sich Spanien ehedem rühmte; sondern was sie während ihres Laufes in diesen Staaten zu sehen bekommt."[166] – Und im alten Buche der Lebensweisheit steht: „Ein frucht- barer Garten ist mehr werth, als die größte Wüste."

Georg Christoph Lichtenberg (siehe hierzu S. 50, Anm. 165).

Es gibt aber der Wüsten mancherlei. Die Natur hat sie hingelegt zu Wasser und zu Land. Wasserwüsten wird der Seemann nur jene Theile des Oceans nennen, welche dem menschlichen Verkehr verschlos- sen sind, sie mögen noch so hei- tere Paradiese sein für warm- und kaltblütige Ungeheuer. So- weit der Kiel die Fluth durch- schneidet, ist fruchttragendes Meer, das die entferntesten Na- tionen zu Geschäftsfreunden macht und eine Gemeinsamkeit ihres Strebens ermöglicht für die höch- sten Ziele. – Auch die Wüsten des Festlandes trennen; mühvoll und zwi- schen tausend Gefahren hin zieht die Karawane von Quelle zu Quelle, nur eine Rast- und Labestätte suchend, um diesen Schauern der Na- tur zu entfliehen. Mehr als in den Eiswildnissen der Pole ist der Mann, den der Drang zur Erforschung und Beglückung verborgener und verwahrloster Völker unter den senkrechten Strahl der Sonne treibt, hier dem Kampf ausgesetzt mit unbesiegbaren Kräften der Natur und der ungezähmten Natur des Menschen, der auf den Inseln und an den Borden der Wüste wohnt. Das aber ist der Trost, daß hier die Natur der stärkere Feind ist. Anders sieht der Freund der Menschheit vor den Völker- wüsten: die macht der Mensch allein!

Oder ist der Ausdruck zu hart für die Erscheinung, die von der Geschichte uns so oft vorgeführt wird und noch in der Gegenwart ihren breiten Boden bat, die Erscheinung, daß auf dem weiten Raume manches Volkslebens nur Oasen von Freiheit, Bildung und ihrem Glück zu erkennen sind und alles Dazwischenliegende diese Oasen nur umgibt, um sie desto beneidenswerter zu machen? Hat noch Nie- mand ein Land gefunden, in welchem er Tage lang nur seufzend arbeitende Menschen sah, denen der Schweiß aller Anstrengung weiter nichts ab warf, als die nothdürftige Erhaltung des thierischen Theils ihres Menschenlebens? Gibt es wirklich keine Länder mehr, wo Menschen, Geschöpfe Gottes wie wir, sogar zum eisernen Vieh gezählt werden können? Freilich stehen, seitdem das Christenthum die Begriffe von Gottheit und Menschheit veredelt und den großen, die ganze neuere Civilisation beherrschenden Gedanken der Gleichheit und Gleichwürdigkeit aller Menschen vor dem höchsten Wesen ausgesprochen hat, Sklavenstaaten, ob kaiserliche oder demokratische, auf der tiefsten Stufe sittlicher Kultur und sind Gegenstände der Klage, Mahnung und Verachtung aller Menschenfreunde; – aber nicht minder groß sind die Wüsten, wo, ohne leibliche Sklaverei, dem Geiste des Volks die Bildung vorenthalten wird, die

[164] Frz. Coire; ital. Coira; rätoroman. Cuira.

[165] Der Physiker, Naturforscher, Mathematiker und Schriftsteller Georg Christoph Lichtenberg (1742–1799). Der unsignierte Stich entstammt dem Verlagsprogramm von Joseph Meyer.

[166] Zitat aus der von Ludwig Christian Lichtenberg (1737–1812) und Friedrich Kries (1768–1849) besorgten Ausgabe „Georg Christoph Lichtenberg's vermischte Schriften nach dessen Tode aus den hinterlassenen Papieren gesammelt und herausgegeben […]. Zweyter Band" (Göttingen: Dietrichsche Buchhandlung 1801), S. 234.

allein den Menschen aus dem Thierstand erhebt und ihn fähig macht, die Gaben des Fleißes und der Natur in Freiheit zu genießen, menschlich glücklich zu sein! Ueberall, wo nur Einzelne dieses Glücks theilhaftig sind auf Kosten Vieler, ist noch Völkerwüste, unwürdig der Religion, durch welche Europa Weltbeherrscherin geworden ist, und von höchster Gefahr für diese Religion selbst und die gesammte Civilisation. Das Schlimmste ist aber, daß es nur solche Völkerwüsten sind, von denen der Mensch sich rühmen kann, daß in ihnen die Sonne nicht untergeht, und sie sind reich an Allem, was nur immer Land- und Wasserwüsten schrecklich macht: an tausend Mühseligkeiten für die Karawanen des Fortschritts, an unvergleichlichen Gefahren und Kämpfen für den Mann, den der Drang zur Beglückung verwahrloster Völker unter ihre Sonne treibt, und reich endlich an hohnlachenden Paradiesen für warm- und kaltblütige Ungeheuer.

Um so freudiger begrüßen wir ein Fleckchen der alten Erde, in dem freilich die Sonne jeden Tag auf- und untergeht, ja, das sie mit einem Blick überschaut, aber der thut ihr wohl! Das ist ein Ländchen, wo, umgekehrt von der Wüstenregel, auf Kosten Einzelner Viele glücklich geworden sind. Und schön ist das Ländchen! Ich habe es mit den leuchtenden Augen beseligenden Hochgefühls durchschritten und kann Dir was davon erzählen.

Wie gekrönte Herren hat auch das Ländchen zwei Titel, einen kleinen und einen großen; mit jenem heißt es einfach „Graubündten“, mit diesem aber: „Republik der drei Bünde im hohen Rhätien.“ Das strahlt stolz wie Alpenglühen! Und stolz zu sein haben die Männer von Bündten zwei und ein halbes Recht: ein ganzes, auf ihr Land, ein ganzes, auf ihre Geschichte, und ein halbes, auf ihre Verfassung.

Es ist ein Land voll Pracht und Wunder der Natur. Als ob die Schöpfung hier ihren Centralalpenschmuckkasten aufgestellt hätte, bietet Graubündten alle Herrlichkeiten, Schrecknisse und alle Anmuth der gesammten Schweiz innerhalb seines Granitrahmens, der höchstens 140 Geviertmeilen umschließt. Wer aus der Höhe, aus der Vogelperspektive einen Blick hinabthun könnte, der sähe auf ein wahrhaftes Netz von Gebirgen und Thälern und könnte seine Freude haben am Zählen der Gletscher. Gegen 2500, in ihrer Verkettung wohl kaum noch ganz erforscht, bilden dort die unerschöpflichen Wasserbehälter für Europa’s größte und schönste Ströme. Hunderte von köstlichen Bächen, klar und stürmisch wie die gesundeste Jugend, brechen durch furchtbare Felsschluchten sich ihren Weg, oder hüpfen und rieseln zwischen den lieblichsten Matten hin oder schlängeln und wälzen sich durch reizende Thäler, wo bald die Aehren der besten Frucht wogen, bald Kastanienwälder Deinen Pfad beschatten, bald Weinlaub die Hügel und Füße der hohen Berge schmückt. Hier heißt es richtig: Herz, was magst Du? Alle Klimate von der milden mittleren bis zur kältesten Zone ziehen ihre Luftstreifen vom tiefsten Thale bis zum höchsten Eishorn. Du kannst Dir im höchsten Sommer die untröstliche Temperatur von Spitzbergen ersteigen. – Eine Ordnung und Eintheilung in dieses Chaos, wie es den solcher Großartigkeit gegenüber gar schwachen Sinnen des Menschen erscheint, bringen die Hauptthäler, welche drei großen Strömen dienstbar sind: dem Rhein, der Donau und dem Po. Die Quellen des sogenannten Hinterrheins haben wir (Bd. XI, S. 164: Rheinwaldgletscher) bereits gesehen; wir haben ihn begrüßt am Ende unserer Splügenfahrt (Bd. XVIII, S. 3 ff., Die Straße über den Splügen) und werden ihn in einem der nächsten Hefte begleiten vom Postdorfe Splügen durch die Viamala bis nach Reichenau. Hier braust vom Gotthardt her der Vorderrhein herzu, der den Mittelrhein (eigentlich Rhein de Medels[167]) bereits aufgenommen hat, und der ganze Rhein ist fertig und strömt nun im schönen breiten und immer belebteren Thale dem Calanda entlang in südöstlicher Richtung bis in die Nähe von Chur, von wo er, die rein nördliche Richtung einschlagend, seinem Bodensee zueilt. Zur Donau stürmt durch das Engadin der Inn, der für sie die Wasser der höchsten Gletscher und Alpenseen des Landes sammelt, und jen seits des Septimer[168], Splügen[169] und Bernhardin[170] stürzen alle Bäche der Adda und dem Ticino zu, deren Gewässer, im Po vereint, durch Europa’s blühendsten Garten der Adria entgegenfließen.

[167] Der Rein da Medel (ital. Reno di Medel, dt. Medelser Rhein).

[168] Der Septimerpaß (ital. Passo del Settimo; rätoroman. Pass da Sett) in Graubünden.

[169] Der Splügenpaß (ital. Passo dello Spluga; rätoroman. Pass dal Spleia).

[170] Der Große St. Bernhard (lat. Mons Jovis, ital. Colle del Gran San Bernardo, frz. Col du Grand Saint-Bernard).

Ein Land von solcher Beschaffenheit kann nicht stark bevölkert sein und muß in seiner Bevölkerung ganz besondere Eigentümlichkeiten zur Geltung bringen. Die Natur hat ihre Gaben nirgends auf so kleinem Raum ungleicher ausgetheilt. Es kämen recht gut dort Rhein- und Lappländer in geringer Entfernung nebeneinander fort. Während in Ober-Engadin der eisige Winter neun Monate dauert und oft im Hochsommer Schnee fällt, die Viehzucht der einzige Nahrungszweig ist und die Armuth die junge Kraft der Gebirgler in die Fremde treibt, sitzt in anderen Thälern die Wohlhabenheit in lachenden Fluren und freut sich beim eigenen Wein. Wen aber nicht eigener Boden nährt, den nährt der Durchzug, mit welchem Verkehr und Reiselust die Straßen beleben. So sind Aecker und Weinhügel, Straße und Saumweg, Alme und Wald, Bach, Fluß und See die vorzüglichsten Nahrungsquellen. Der Reichthum unter der Erde lockt keine Hände herbei, das Fabrikproletariat ist dem Lande noch fremd, die Freiheit geht noch ungetrübt durch alle Thäler und wohnt noch glücklich bei der Armuth auf den Bergen, deren Zwingburgen alle gebrochen sind.

Es ist nicht immer so gewesen; die Männer im Lande mußten die Freiheit sich hart erkämpfen. – Wir wollen nicht mit den Gelehrten streiten, wer die ersten Bewohner dieser Bergwelt waren. Gehen wir gleich dahin, wo das Licht der Geschichte uns leuchtet. Da sehen wir drei durch Sprache, Sitte und Berge getrennte Völker sich in die Thäler des Landes theilen: Deutsche, Romanen und Italiener, alle drei wiederum geschieden in ebenso viel selbstständige Gemeindewesen, als die trennende Bergnatur auf den Höhen, an den Abhängen und in den Thälern und Schluchten nur immer Raum zu abgeschlossenen Niederlassungen vorräthig hatte. Diese von der Natur gebotene Abgeschlossenheit ward der Grundzug im Charakter des ganzen Volks vom hohen Rhätien. Jede Gemeinde regierte sich selbst, machte sich Gesetze, die, unaufgeschrieben, von Mund zu Mund forterbten, und kümmerte sich um die nächsten Nachbarn so viel und so wenig, als um die Welt draußen, der man nicht bedurfte und vor welcher Jahrhunderte lang Unwegsamkeit der beste Schutz war und die Gletschermauern sie verbargen. Auch die Zertrümmerer des Römerreichs schonten den wunderlichen Staatsbau und ließen ihn in Allem so, wie sie ihn fanden. Aus diesen glücklichen Urzuständen wurde das Volk gerissen, nicht durch das Christenthnm, sondern durch die habgierigen Pfaffen, und nicht durch das Königthum, sondern durch den herrschgierigen Adel. Was man dem Volke zur Erhebung und zum Schutz errichtet hatte, Betzellen und Kapellen, Wachthürme und Burgen, das ward in ungerechten Händen zum Mittel der Unterdrükkung, Aussaugung und endlich der vollständigen Knechtung desselben. Als die Frankenkönige ihres Reiches Grenzen um das hohe Rhätien zogen, erstand Kloster um Kloster, jedes reich ausgestattet mit Hab und Gut der umwohnenden Gemeinden, die Landschaften wurden als Lehen an Feldoberste und Hauptleute vertheilt, und die Wehren und Warten verwandelten sich in Zwingburgen. Hochalemannien hieß damals das Land, nach seinem Obervoigt, dem Herzog von Alemannien. Als das Reich zerfiel, wurden auch hier die Diener zu Herren, und reichsfreie Grafen und Ritter beherrschten mit der Geistlichkeit Hand in Hand ein Volk, das nur noch aus Leibeigenen, Zinsbaren und Freigelassenen bestand. Die Freien im beherrschten Lande waren zu zählen. Nur die Gemeinden der höchsten unzugänglichsten Bergthäler waren entweder unentdeckt geblieben oder, als zu unbequem für den Arm der Tyrannei gelegen, vergessen worden; und diese bewahrten die Kunde von der alten Freiheit und Unabhängigkeit des ganzen hohen Rhätien treu wie eine heilige Legende.

Wie allenthalben, wo das Recht gestorben ist. war auch hier das Gewissen einzelner Machthaber der einzige Schirm des armen Volks; solcher Guten fanden sich immer, aber wenige. Die Mehrzahl der Ritter und Pfaffen scheute sich nicht vor den bösesten Thaten. Obwohl es nun damals weder mißliebige Zeitschriften gab, noch die Stimme von Freiheitspredigern erschallen konnte, so kam es doch zur Revolution. Das Volk ertrug alle Pein des Leibes und der Seele, so lange sie erträglich war. Als aber der Herr von Fardün[171] dem Landmann Johann Chaldar[172], den er mit den Seinen am Mittagstische traf, aus dem Hohne des Uebermuths in die Schüssel spie, wer würde da nicht den Unmenschen gepackt, seinen Kopf in das besudelte Gefäß gestaucht und die Zornworte gerufen haben: „Nun friß, was du gewürzet hast!“ Chaldar that es, und das Zeichen zum Aufruhr war gegeben. Der Kampf war kurz, denn das starke, muthige Volk war einig. Die Feuer, die aus den erstürmten Burgen aufloderten, erschreckten die Uebel-

[171] Historisch nicht verbürgt; lediglich durch Sage überliefert.

[172] Historisch nicht verbürgt; lediglich durch Sage überliefert.

thäter und ermuthigten die Edlen zu guten Thaten. An der Letzteren Spitze stellte sich der fromme Bischof Hartmann von Chur[173]. Er, der lange im Stillen über die Greuelthaten der Ritter getrauert, begrüßte den endlich erwachten freien Sinn des Volks mit Jubel. Ans freiem Antrieb führte er in seinem Gebiete die Republik ein und schloß ein Schutz- und Trutzbündniß mit seinen Bauern gegen den Adel. Die dankbaren Männer nannten dem Bischof zu Ehren diese freie Vereinigung den Gotteshausbund[174]. Die Feuer loderten weiter, die Flamme leuchtete auch dem Oberland. Die Bauern stifteten dort heimlich einen zweiten Bund, und auch dort ward die Pflugschar zum Schwert. Da trat der Abt von Disentis[175] versöhnend zwischen die Reihen, bewog die Grafen und die Barone, den ungleichen Kampf mit dem stärkeren Volke aufzugeben und, zur Wahrung der gegenseitigen Rechte, mit den Gemeinden einen Bund zu schließen. Dies geschah zu Truns[176] unter einem Ahornbaum, der noch heute steht als ein Denkmal dieses Grauen Bundes[177], so genannt, weil er mit den Grafen (Graven, Grauen) geschlossen ward. Dieser Bund gab dem ganzen Lande den Namen Graubündten. Ein Theil der heutigen Gemeinden desselben stand damals unter den Toggenburgern. Nach dem Tode des letzten Grafen[178] (1436) begann ein Erbkrieg, dem sich jene Gemeinden klug und einfach dadurch entzogen, daß sie sich für Freie erklärten und einen dritten Bund stifteten, den später so genannten Zehngerichtenbund[179]. So hatten Muth und Einigkeit in der kurzen Frist von 1396 bis 1436 ein aller Menschenrechte beraubtes Volk zu einem freien erhoben, und so sind auf Kosten Weniger einmal Viele glücklich geworden. Gleichwohl war der Volkssieg, in Folge des Bundes mit den Grafen und Freiherren, nur ein halber; der Adel selbst sorgte dafür, daß er ein ganzer wurde. Im Jahre 1450 stifteten gegen die Bauernbündnisse die Ritter des Landes einen schwarzen Bund[180]. Da begann der Vernichtungskampf, der mit der Zerstörung aller Burgen und Warten des hohen Rhätiens endete. Das Volk aber fühlte, daß ihm eine größere Einigung Noth thue, und so traten im Jahre 1471 zu Vazerol[181] die drei selbständigen Bünde der Bauern zusammen zu dem ewigen Bund von Graubündten.

Wir stehen damit allerdings noch lange nicht bei der Gegenwart; wie allenthalben, wo ein Volksleben auf seinem Entwickelungsgang mit Aristokratie und Hierarchie zu kämpfen hat, spann auch in Graubündten sich Streit an Streit und klirrten die Waffen bald mitten im Lande, bald jenseits der Grenzen. Der Selbstständigkeitstrotz der Bauern hielt selbst den Entwickelungstrieb aus dem rohen Gemeindeleben zur staatlichen Ausbildung lange nieder, und erst 1820 gelang es der Partei der Patrioten, eine neue Verfassung in's Leben zu rufen, die hinsichtlich der Gerichtsorganisation im Jahr 1850[182] durch

---

[173] Hartmann von Werdenberg-Sargans (ca. 1350–1416), seit 1388 Bischof von Chur.

[174] Ein Bund aus Vertretern des Domkapitels, der Talschaften und der Stadt Chur zur Einschränkung der Rechte des damaligen Churer Bischofs Peter von Gelyto († 1387), der sein Bistum schlecht verwaltete und dadurch die von besagtem Bund 1367 getroffenen Beschlüsse notwendig gemacht hatte.

[175] Johannes von Ilanz († 1401), seit 1367 Abt des Benediktinerklosters Disentis.

[176] Trun, wo der „Graue Bund" 1424 allerdings nur erweitert wurde.

[177] Der am 14. Februar 1395 von den drei „Hauptherren" des Vorderrheintals, nämlich dem Abt des Klosters Disentis, Johannes von Ilanz (siehe hierzu S. 47, Anm. 175), als Hauptinitiant, dem Freiherrn Ulrich II. von Rhäzüns (1367–1412) und dem Freiherrn Albert von Sax-Misox († 1406) gegründete „Graue Bund".

[178] Friedrich VII. von Toggenburg (ca. 1370–1436).

[179] Der am 8. Juni 1436 zu Davos gegründete „Zehngerichtenbund", der ausschließlich von Gemeinden, also ohne Beteiligung des Klerus und des Adels, gebildet wurde.

[180] In der einschlägigen Literatur nicht bekannt.

[181] „Nach einer Sage (historisch aber nicht belegt) sollen sich an diesem zentralen Ort in Mittelbünden 1471 der Graue Bund, der Gotteshausbund und der Zehngerichtenbund durch einen gemeinsamen Schwur vereinigt haben. Der Vazeroler Bund besitzt keine geschichtl. und verfassungsrechtl. Realität. Ins Jahr 1471 fällt hingegen das Bündnis zwischen dem Grauen und dem Zehngerichtenbund, die ihrerseits bereits mit dem Gotteshausbund verbündet waren. Dieses Bündnis wurde jedoch nicht in V. besiegelt. Die Gründung des Freistaats Gemeiner Drei Bünde erfolgte durch den Ilanzer Bundsbrief von 1524." (Quelle: Historisches Lexikon der Schweiz; https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/008119/2016-11-11/).

[182] Diese Einteilung von 1851 in 14 Bezirke, 39 Kreise und 227 Gemeinden, die ein Recht auf Selbstverwaltung hatten, wurde durch die Graubündner Verfassung vom 3. November 1853 (Inkrafttreten1. Februar 1854) bestätigt.

die rastlosen Bestrebungen des Reformvereins[183] wesentliche Verbesserungen erfuhr. Der Kanton wurde dadurch, statt der früheren 26 Hochgerichte und Gerichte, in 14 Bezirke eingetheilt, an die Stelle der Hochgerichte und Gerichte traten Kreisgerichte, und statt des früheren kleinen Raths, der aus drei Mitgliedern (einem aus jedem der drei Bünde) bestand und die vollziehende Gewalt bildete, wurde eine Regierung mit ausgedehnteren und bestimmter begrenzten Befugnissen an die Spitze der Republik gestellt. Haben wir in diesem Ländchen den schönsten gothischen Aufbau demokratischer Staatsform vor uns, sehen wir, wie jede Gemeinde sich selbst regiert, jeder Bund seine eigenen Rechte wahrt und endlich die höchste frei gewählte Spitze in der Vereinigung der drei Bünde zur Republik im hohen Rhätien aufragt, erkennen wir, wie in der Natur des Graubündtnerlandes die gesammte Schweiz, so auch im Volksleben die Eidgenossenschaft hier im Kleinen wieder, freuen wir uns der aus diesem Unabhängigkeitsstolz erwachsenen kernhaften Charaktere, die in den gesunden, starken Leibern sitzen und aus den selbst im weiblichen Geschlecht scharf ausgeprägten Gesichtern hervorblicken, so überkommt uns dagegen wieder nur zu oft das Gefühl der halben Befriedigung zwischen diesen Bergen. Nur Freiheit und Bildung schafft ein ganzes Menschenglück. Wie weit die Völker mit Bildung ohne Freiheit vorwärts gelangen, kann der Leser jeden Tag selber beobachten; daß aber Freiheit ohne Bildung eben so schlimm ist, dafür zeugt gar Manches in diesem sonst so beneidenswerthen Lande. Die Schuld daran trug die Verfassung, und deshalb gestattete ich oben den Graubündtnern nur ein halbes Recht zum Stolz auf dieselbe. Die Gemeindesouveränität geht hier zu weit, und zwar deshalb zum Schaden des Ganzen, weil jeder einzelnen Dummheit Thür und Thor aufgethan ist. Nur Bildung macht wahrhaft frei; der Unwissende ist, mitten in seiner Freiheit, der Knecht jeder List. Aristokratie und Hierarchie sind tatsächlich in Graubündten niedergekämpft, die Gewalt Roms ist männlich, muthvoll und glücklich zurückgeschlagen, aber der schlaue Pfaffe herrscht doch, und der kluge Holzhändler und der italienische Viehhändler verderben so viel am Land und Volk, ziehen beiden so viel Saft und Kraft aus, als weiland der Junker. Und dies Alles ist die strafende Folge der Vernachlässigung der Volksschulen. Die souveräne Gemeinde muß nicht auf gute Lehrer und fleißigen Schulbesuch halten, sie braucht's nicht, sie will's nicht und thut's auch nicht, und sie folgt in ihrem Bauerntrotz darin genau dem, was der katholische Klerus mit Gewalt durchsetzen würde, wenn er sie hätte. Die Gemeindesouveränität hilft ihm aber noch bequemer zu seinem volks- und freiheitsfeindlichen Ziel. Alles, was von der Regierung ausgeht, ist vortrefflich, ihre Anordnungen und Unternehmungen bezeugen einen großen, überblickenden Geist, dafür reden am lautesten die Steine, die ungeheueren Straßenbauten in den Alpen, Werke, mit welchen die kleine Republik sich stolz neben ihren mächtigen Nachbar stellen kann. Die Regierung hat jedoch ihren besten Halt in der gebildeten Jugend, im Reformverein, und nur durch diese wird vergeistige Zusammenhang Graubündtens, dieses Bundesstaats, mit dem Staatenbunde der Eidgenossenschaft vermittelt. Aber vorwärts geht es an der Hand der Freiheit. Trotz des hartnäckigsten Widerstandes eines ultramontanen Klerus sind dem Schulwesen nachhaltige Verbesserungen zu Theil geworden und zwar zunächst durch Gründung eines aus Reformirten und Katholiken gebildeten gemeinschaftlichen Erziehungsraths, durch Errichtung einer für beide Konfessionen bestimmten Kantonsschule und endlich durch Hebung des früher vom Bauerndünkel oft auf's Unwürdigste henabgedrückten Schullehrerstandes. Hoffen wir, daß die Dampfkraft, die in kurzer Zeit auf ihren eisernen Straßen vom Bodensee bis nach Graubündtens Hauptstadt[184] und weiter in's Alpenreich dahin stürmen wird, auch dem geistigen Fortschritt des edlen Bündtnervolks einen neuen, unaufhaltsamen Zug verleihe!

Gegenwärtig schätzt man die Gesammtbevölkerung Graubündtens auf 90,000, von denen ungefähr 52,000 der reformirten, die übrigen der katholischen Kirche angehören; der Sprache und Nationalität nach gehören 42,000 zu den Romanen, 36,090 zu den Deutschen und 12,000 zu den Italienern. Graubündten ist demnach auch in dieser Beziehung das verjüngte Spiegelbild der dreisprachigen Eidgenossenschaft.

Zu Chur wanderte ich am Abend eines Herbstsonntags ein, die beste Zeit, um eine Stadt lieb zu gewinnen. Noch steht das Bild vor meinen Augen und belebt mir den hübschen Stahlstich, der es so treu und lieblich wiedergibt. Ich kam vom Südwesten her, dem Hintergrunde unseres Bildchens. Zur Linken

[183] 1842 von Peter Conradin von Planta (1815–1902) in Chur gegründet.

[184] Der Churer Bahnhof für die Strecke Rorschach-Chur wurde am 30. Juni 1858 eingeweiht.

sah ich Feldsberg[185], das Dorf, welchem der einsturzdrohende Calanda zu europäischer Berühmtheit verhalf. Je näher der Stadt, je breiter wird das Thal zwischen dem Calanda und dem Rhein, dem hier von Chur her die Plessur zustürzt, und den Churwalder Bergen. Reihen und Gruppen freundlicher, heiterer Menschen wandelten vor den Thoren, die Buben jagten sich im Feld und die Mädchen tanzten auf dem Rasen, Musik erscholl im Freien und Gesang von den Höhen. Da hat man es leicht, mit warmem Herzen anzukommen bei Herrn Arnold zum Steinbock[186] in der Vorstadt, die man freundlich nennen kann. Sobald man jedoch Graben und Mauern der Innerstadt erblickt, erwartet man nichts modern Helles und Angenehmes in den Straßen, und man wird nicht überrascht, Alles hübsch krumm und düster, zusammengedrückt und unsauber zu finden. Es ist eben eine alle Stadt, die ihre jüngeren Glieder vor den Thoren ausstreckt. Früher nahmen die hier das Rheinthal beherrschende Stätte drei Castra ein: Marsoila[187], Spioila[188] und Ymburg. Um letzteres, an dessen Stelle jetzt das Rathhaus steht, gruppirten sich die Bürgerhäuser, aus welchen die Stadt entstand. Die Römer nannten sie *Curia*[189]. Zur deutschen Kaiserzeit bis 1498 war sie freie Reichsstadt. Die Reformation wurde 1526[190] hier eingeführt und erregte den Zorn des Bischofs[191] in so hohem Grade, daß er sich mit dem Abt von St. Lucien[192] und mehren weltlichen Herren heimlich verband, um die reformirte Bevölkerung Churs zu vertilgen. Der arge Plan ward jedoch verrathen und der Abt zum Tode verurtheilt und enthauptet. Oesterreicher und Franzosen trugen oft, namentlich während des dreißigjährigen und des letzten französischen Kriegs[193], ihre Waffen durch das Thal und vor und in die Stadt. Seitdem hat der Friede seine Werkstatt hier aufgeschlagen und mit seinem Gedeihen die rüstigen Bewohner gesegnet, deren Zahl sich auf 6000 belaufen mag. Chur ist als Hauptort des Bündtner Kantons Sitz der Behörden und höheren Bildungsanstalten. Die Domkirche[194], mit der Residenz des Bischofs im höheren (östlichen) Theil der Stadt gelegen und mit eigenen Ringmauern und Thoren versehen, stammt aus dem achten Jahrhundert! In diesem Stadttheil, dem bischöflichen Hofe, liegen ferner mehre Domherrnkurien, ein Kapuzinerhospiz, das bischöfliche Seminar und das ehemalige Prämonstratenserkloster St. Lucien, das zur Kantonschule veredelt worden ist. In dem tieferliegenden Stadttheil ist das weltliche Regiment, die reformirte Kirche und der Gewerbfleiß vorherrschend. Dort sehen wir die drei protestantischen Kirchen, das Regierungsgebäude, das Rathhaus mit der Stadtbibliothek, die Stadtschule u. s. w. Zur Belebung der Stadt trägt besonders der blühende Transitohandel zwischen Italien und Deutschland bei, für den der Kanton ungeheuere Summen aufwendet, die durch die großen Alpenstraßen über den Splügen und Bernhardin in Anspruch genommen werden, und denen nun die Eisenbahn noch zur Seite tritt. Die Industrie beschränkt sich auf Baumwollenweberei nnd Zinkblech- und Messingfabrikation. Außer den kleinen bürgerlichen Gewerben beschäftigen Landbau und Viehzucht viele Hände. Einen eigenthümlichen Erwerbszweig lernte ich andern Tags auf meinem Wege nach Meyenfeld[195] kennen: den Schmuggelhandel, der mit Salz von Graubündten nach Tyrol getrieben wird. Ein Vertrag verpflichtet nämlich die österreichische Regierung, dem Kanton Graubündten jährlich eine bestimmte und bedeuteude Menge Salz zu einem Preise zu liefern, der bei weitem billiger ist, als in Oesterreich selbst. Deshalb kommen nun die armen Tyroler über die hohen Alpen herüber, um auf den furchtbarsten und halsbrechendsten Gemsjägerpfaden mit äußerster Lebensgefahr die österreichischen Salzsäcke in ihr Land zurückzutragen. Mit einem dieser armen Lastträger

[185] Felsberg.

[186] Heute Hotel „Chur“ beim Obertor.

[187] Marsöl.

[188] Spinöl.

[189] Lat., Hof; hier als Gerichts- und Verwaltungsstätte gemeint.

[190] Recte: 1527.

[191] Paul Ziegler von Ziegelberg (1471–1541), seit 1505 Apostolischer Administrator.

[192] St. Luzi.

[193] Der Franzoseneinfall zwischen dem 28. Januar 1798 und dem 28. Mai 1799 sowie die Wirren der Koalitionskriege gegen das napoleonische Frankreich bis ins Jahre 1815.

[194] Die in den Jahren 1150 bis 1272 erbaute Kathedrale St. Mariä Himmelfahrt.

[195] Maienfeld (rätoroman. Maiavilla).

ging ich bis jenseits Zizers. Als er seine bittere Klage über das traurige Stück Brod, das auf diesem Wege verdient werde, ausgesprochen, schloß er mit ächt tyrolerischem vertrauensvollem Kopfnicken und dem Seufzer: „Ja, wenn das der Kaiser[196] wüßt'!“

[196] Franz Joseph I. (1830–1916), seit 1848 Kaiser von Österreich.

CHUR

Aus d. Kunstanst. d. Bibli. Instit. in Hildburgh.

Eigenthum d. Verlegers.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 73f.

Independence-Courthouse[197].

Aus einer der ältesten Städte der europäischen Centralalpenwelt versetzt unser Bild uns an die äußerste Grenze europäischer Kultur im nordamerikanischen Freistaat Missouri. Wenn der Reisende die großen und für die Schifffahrt beschwerlichen und gefährlichen Krümmungen des Missouristroms zwischen Lexington und Bluffton mit dem Dampfboot überstanden hat, so gelangt er, am ehemaligen Fort Osage vorüber, endlich nach Weyne City[198], einem durch die dort herrschende drückende Hitze berüchtigten Ort, von welchem aus eine Fahrstraße nach Independence führt. Die Entfernung von Missouri bis dahin beträgt ungefähr vier Meilen. Zehn bis zwölf Meilen von Independence in der Richtung der Santa-Fé-Straße liegen die letzten Farmen am Rande der großen Prairie, und einige Tagereisen weiter theilt sich die Straße nach Oregon von der nach Neu-Mexiko und Chihuahua, das wir Seite 25 dieses Bandes beschrieben haben.

Diese Lage erhob die Stadt zu dem, was sie noch ist, zu einem wichtigen Grenz- und Speditionsplatz, welcher in der Befriedigung der Bedürfnisse aller Handels- und Emigrantenzüge, die ehedem von hier allein nach Neu-Mexiko und Utah, Kalifornien und Oregon gingen, eine immer frisch sprudelnde Quelle des Erwerbs hatte; denn früher war Independence in dem alleinigen Besitz des Verkehrs über die „Plains", wie die großen westlichen Ebenen hier genannt werden. Machen ihm nun auch gegenwärtig das zwölf Meilen weiter am Missouri hinauf gelegene Westport, ferner Fort Leavenworth, Weston, Saint Joseph, Council Bluffs und Kanesville den Rang in dieser Beziehung streitig, so hat sich doch bis heute Independence den Hauptzug zu erhalten gewußt. Die an sich kleine Stadt ist daher zu manchen Zeiten des Jahres außerordentlich belebt. Wenn die Schaaren der Auswanderer nach Kalifornien sich hier sammeln, gleicht das Leben und Treiben in den Straßen und im Freien einem dauernden Jahrmarkte; die Kalifornia-Karavanen beziehen nämlich Lager vor der Stadt. Diese selbst ist förmlich umgeben mit einer Wagenburg, denn hier werden in großen Werkstätten all die Frachtwagen gebaut, auf welchen der Reisende mit Hab und Gut durch die tausend Meilen der Wildniß zieht. Deshalb ist auch der Handel mit Maulthieren und Zugochsen hier von großer Bedeutung.

Independence zählte im Jahre 1852 mit seiner nächsten Umgebung ungefähr 4000 Einwohner, welche sieben Kirchen unterhielten und sich in fast ebenso viele Sekten theilten. Die Methodisten[199] zerfielen wieder in südliche und nördliche, von denen jene die Bibel für, diese gegen die Sklaverei benutzten. Die armen Neger selbst predigen, als südliche Methodisten, für die Sklaverei! – Unser Bild führt uns in die Mitte der Stadt vor das Gerichtshaus[200], und die Staffage mit den reitenden Ladies und den Fuhrwerken aller Art läßt einen Blick zu in das Straßenleben dieser äußersten Station der Völkerwanderung unserer Tage.

[197] Independence in Missouri, unmittelbar vor den Toren von Kansas-City gelegen.

[198] Wayne City; die Stadt existiert heute nicht mehr.

[199] Eine von John Wesley (1703–1791) in England gegründete prot. Reformbewegung, die in Amerika eine schnelle Verbreitung fand.

[200] Das inzwischen erheblich erweiterte Jackson County Courthouse.

DCCCLXXXVI
DRAWN AFTER NATURE
INDEPENDENCE - COURTHOUSE
(MISSOURI)
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Institüts Hildbhsn.
Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 74-76.

Schloß Amboise an der Loire.

„*Haeretico non est servanda fides*“[201], „einem Ketzer braucht man nicht Wort zu halten“, diese jedes Christen, jedes Mannes, jedes Menschen unwürdige Lehre aus einer finsteren Zeit, die ihre langen Schatten noch, in die Gegenwart wirft, würde, über dem Portale dieses Schlosses eingehauen, das beste Motto seiner Geschichte bilden, wie umgekehrt, aus dieser Geschichte sich abermals und zum tausendsten Male als eine Passionsblume der Menschheit die alte Lehre erhoben hat: daß nur Liebe und Wahrheit, Wahrhaftigkeit und Treue im Staate wie in der Kirche Dauerndes schaffen, und daß die Werke der Selbstsucht, Herrschgier, Lüge und List – geschieht's nicht im Leben, doch unabwendbar in der Geschichte! – ihren Pflegern zum Grab und zum Denkmal zugleich werden.

Amboise liegt zwischen Tours und Blois, am linken Ufer der Loire. Ein römisches Castrum gab Veranlassung zum allmähligen Aufbau von Schloß und Stadt. Letztere ist ein altväterisches, düsteres, unsauberes Nest, hat aber unter ihren 6000 Einwohnern viele fleißige, rührige Leute. Die Fabrikation von Stahlwaaren allein beschäftigt über 2000 derselben. Diese Stahlwaarenfabrikation scheint, wie die steierische Sensen-, Scheeren- und Messerfabrikation nach England, auch nach Amboise aus Deutschland eingeführt worden zu sein. Noch heute heißen die feineren Sorten der hiesigen Feilen, von denen jährlich gegen 60,000 Dutzend geliefert werden, nürnberger oder englische, die ordinären Packfeilen, deren man über 20,000 Dutzend anfertigt, deutsche. Im Ganzen verarbeitet man hier jährlich ungefähr 4000 Centner Stahl. Die einst so berühmten Flintensteine von Amboise[202] haben aufgehört zu regieren.

Die Geschichte von Amboise knüpft sich an das Schloß, das der Hauptgegenstand unseres Bildes ist. Es gehört zu den prächtigsten Denkmälern mittelalterlicher Baukunst in Frankreich und gewährt einen ebenso malerischen Anblick zu den Füßen der Felsen, auf welchen sein uralter Mauergrund sich erhebt, als es von seinen Zinnen das Auge entzückt durch das Rundbild eines herrlichen Landes. Gregor von Tours[203] erwähnt zuerst dieses Schloß, dessen Stelle zur Römerzeit ein Castrum eingenommen hatte. Als die ältesten Besitzer desselben erscheinen die Herzoge von Anjou, dann erhielt es eigene Herren, denen es im Jahre 1431, angeblich wegen Felonie[204], wieder entzogen wurde. Ludwig XI.[205] ist es, dessen unersättliche Herrsch- und Rachgier zuerst die fürchterlichen unterirdischen Kerker der Burg, die weltberüchtigten Oublietten[206], deren Räume noch heute gezeigt werden, zu bevölkern begann. Von diesem Ludwig bis zur Hinrichtung des Sechzehnten[207] seines Namens schmachteten in den Felsengräbern von Amboise nahe an 15,000 Opfer der Königsgewalt! Ludwig XI. verfolgte zuerst mit eiserner Konsequenz das Ziel der Krone: Unterdrückung der Reichsgroßen und Vernichtung der Macht des Lehnsadels. Dazu bedurfte er der Gefängnisse und der Scharfrichter. Die ersten Verfolgungen gegen die

[201] Lat.: „Haereticis non est servanda fides“, wohl eine von niederl. Pamphletisten in die Welt gesetzte Behauptung über die kath.-span. Besatzungsmacht (Quelle: Powell, Philip Wayne: Tree of Hate – Propaganda and Prejudices affecting United States Relations with the Hispanic World – New York: Basic Books [1971], S. 64).

[202] Feuersteine, für die Amboise berühmt war.

[203] Der Historiograph und Bischof Gregor von Tours (frz. Grégoire de Tours; 538–594).

[204] Vorsätzlicher Bruch des Treueverhältnisses zwischen Lehnsherr und Lehnsträger im Mittelalter.

[205] Ludwig XI. der Kluge (frz. Louis XI, le prudent, der Vorsichtige, le rusé, der Listige bzw. l'araignée, die Spinne; 1423–1483), seit 1461 König von Frankreich.

[206] Frz., Verließ, Kerker; das Substantiv – und das noch im verniedlichenden Diminutiv – ist vom Verb oublier, „vergessen", abgeleitet.

[207] Ludwig XVI. (frz. Louis XVI; 1754–1793; hingerichtet); er wurde am 21. Januar 1793 in Paris guillotiniert.

SCHLOSS AMBOISE
an der Loire

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Institt in Hildhsn.

Eigenthum d. Verleger.

Hugenotten beging Franz I.[208] (1515 bis 1547), sein Sohn Heinrich II.[209] (1547 bis 1559) setzte sie fort, zum vollen Ausbruch kamen aber die blutigen Religionskämpfe in Frankreich erst unter den unreifen und unfähigen Söhnen und späteren Nachfolgern desselben. Die erste Veranlassung dazu gab 1560 die sogenannte Verschwörung von Amboise[210], durch welche der junge König[211] dem Einfluß der Partei der Guisen[212] entrissen und diese selbst durch die andere damals in Frankreich herrschende Partei der Bourbonen im Bunde mit den Hugenotten gestürzt werden sollte. Die Entdeckung des Plans kostete 1200 Protestanten das Leben. Franz II. starb schon 1561 und für den zehnjährigen Karl IX.[213] ergriff dessen Mutter, die Italienerin Katharina von Medici[214], die Zügel der Regierung. Wer mißt das Blut, das durch dieses Weib in den 28 Jahren ihres unseligen Einflusses vergossen wurde! Sie beherrschte alle Parteien nur dadurch, daß sie deren gegenseitige Vernichtung leitete. Nur deshalb gestattete sie durch ein Edikt vom 17. Januar 1562[215] den Hugenotten freie Religionsübung außerhalb der Mauern der Städte. Gegen dieses Edikt erhoben die Guisen das Schwert und eröffneten damit den ersten Hugenottenkrieg[216], der jedoch eine günstige Wendung für die Hugenotten nahm. Den augenblicklich Stärkeren zu Gunsten erließ Katharina am 19. März 1563[217] das Edikt von Amboise, das eine neue Variation von Glaubensfreiheit brachte, indem es dem hohen Adel überall, mit Ausnahme von Paris, dessen Umgebung und einigen anderen Bezirken, freie Ausübung des reformirten Kultus gestattete. Auch dieses Wort ward gegeben mit der voraus beschlossenen Absicht, es zu brechen, und zwar noch ehe ein Jahr vergangen war[218]. Dieser Wortbruch hat über Frankreich noch acht Hugenottenkriege und die Schmach der Bartholomäusnacht[219] gebracht, hat Heinrich IV.[220] durch Meuchlerdolch[221] das Leben genommen und den Staat um Millionen seiner bravsten Bürger, um unermeßliches Vermögen und unersetzbare Kunstfertigkeit und Gewerbthätigkeit beraubt, denn die Aufhebung des Edikts von Nantes[222] war nur die zehnte Fortsetzung jenes ersten Wortbruchs von Amboise. Das schöne Schloß unseres Bildes nimmt damit von der Geschichte Abschied, nicht aber die Geschichte von ihm: sie wird noch aus den Trümmern ihre Lehren ziehen und fort und fort den Lenkern der Menschheit vorhalten und – Gott behüte es! – vielleicht mit demselben Erfolge, wie es seit tausend Jahren geschehen ist.

---

[208] Franz I. (frz. François Ier; 1494–1547), seit 1515 König von Frankreich.

[209] Heinrich II. (frz Henri II; 1519–1559), seit 1547 König von Frankreich.

[210] Die frz. Hugenotten planten, am 6. oder 10. März 1560 den jungen König Franz II. (s. u.) in ihre Gewalt zu bringen, um damit religionspolit. Zugeständnisse zu erzwingen.

[211] Franz II. (frz. François II; 1544–1560), seit 1559 König von Frankreich.

[212] Der frz. Feldherr Franz I. von Lothringen (frz. François Ier de Lorraine, 2e duc de Guise; 1519–1563; gefallen) und sein Bruder, der Kardinal Karl von Lothringen (frz. Charles de Lorraine-Guise; 1524–1574).

[213] Karl IX. (frz. Charles IX; 1550–1574), von 1559 bis 1560 Herzog von Orléans, seit 1560 König von Frankreich.

[214] Caterina Maria Romula de' Medici (1519–1589), duchessa di Urbino, durch Heirat mit Heinrich II. (siehe S. 47, Anm. 209) seit 1547 Königin von Frankreich.

[215] Das Edikt von Saint-Germain-en-Laye (frz., L'édit de Janvier bzw. édit de tolérance de Saint-Germain).

[216] Von 1562/63.

[217] Das Edikt von Amboise (frz. L'édit d'Amboise).

[218] Durch das Edikt von Nemours (frz. L'édit de Nemours) vom 7. Juli 1585, einem zwischen dem frz. König Heinrich III. (1551–1589) und der kath. Heilige Liga geschlossenen Vertrag.

[219] Die sog. Bartholomäusnacht (frz. Massacre de la Saint-Barthélemy) vom 23. auf den 24. August 1572 anläßlich der Eheschließung des Protestanten Heinrich von Navarra (des späteren Königs Heinrich IV., s. u.) mit Margarete von Valois (frz. Marguerite de Valois; 1553–1615) in Paris. In derselben Nacht wurden dort, und in den Folgetagen frankreichweit, Tausende von Protestanten ermordet.

[220] Heinrich IV. von Navarra (okzitan. Enric Quate Lo Gran; frz. Henri IV; 1553–1610; ermordet), seit 1572 als Heinrich III. König von Navarra und seit 1589 König von Frankreich.

[221] Heinrich IV. (s. o.) war am 14. Mai 1610 vom ehemal. Hugenotten François Ravaillac (1578–1610; hingerichtet) mit drei Messerstichen getötet worden.

[222] Vom 13. April 1598, das den Calvinisten Gewissensfreiheit sowie die freie Religionsausübung in der Öffentlichkeit gewährte; davon ausgenommen waren Paris und Umgebung sowie Städte mit Bischofssitz oder königl. Schlössern. Das Edikt wurde am 18. Oktober 1685 von Ludwig XIV. widerrufen, was zur Auswanderung vieler Hugenotten führte.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 76.

Waldbild am Lehigh*)[223] in Pennsylvanien.

Wer flüchtet, wenn der Kampf der Leidenschaften und Verirrungen der Menschen ihm den Blick verdüstert und das Herz betrübt, nicht gern in die Einsamkeit der Wildnis? Nur dort sind vor ihm rein und unbefleckt aufgeschlagen die Blätter des ewigen Buchs, das Gott der Menschheit zu eigen gegeben und das sie, im Undank der Thorheit und des Wahns und verlockt von den Begierden der Tiefe, noch bis heute nicht lesen und verstehen, würdigen und befolgen gelernt hat: das heilige Evangelium der Natur! Vor Gebilden grobsinnlichen Trugs opferten Millionen des Lebens Liebe und Glück, blind entgegenzitternd einer dunkeln Zukunft, und selbst deren letzte Hoffnung und Freude wurde zerdrückt und zerrissen nach Gutdünken von der Macht der Finsterniß! – Religion und Gerechtigkeit! Konnten sie wandeln beglückend über die Erde ohne Freiheit und Wahrheit? Nimmermehr! Darum zählt Niemand die Verbrechen, die einst geschehen sind „im Namen Gottes" und die „von Rechtswegen" erduldet werden mußten! – Molochsdienst[224] überall, Christen- und Judenverfolgungen, Inquisition und Hexenprozesse, Dragonaden[225] – – – und Schöner Wald, nimm du uns auf, laß uns gondeln auf deiner klaren Fluth, darin der Aether mit der freien Flora Pracht sich spiegelt, und wenn du deine Lieder rauschest zum Preise des Ewigen, so jauchzt die Seele mit im Schauen und Glauben und das Herz lispelt sein feierlichstes Gebet, glücklich in sich und selig in Gott! –

[223] *) Nebenfluß des Delaware, 100 Meilen lang, Mündung bei Easton.

[224] Allgemein für grausamen Götzendienst verwendet, wobei der Molochdienst (benannt nach der phöniz. Gottheit מלך, mlk; hebr. מֹלֶךְ, mōlek; griech. Μολόχ, Molóch)) im Alten Testament jedoch explizit mit dem Brandopfer von Kindern verbunden wird.

[225] Eigentl. die Einquartierung von Dragonern ab 1681, um die Hugenotten zur Konversion zu bewegen, allg. für Drangsalierungen.

DCCCLXXXVII
DRAWN AFTER NATURE
URWALD-LANDSCHAFT am LEHIGH
(PENSYLVANIA)
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbhsn.
Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 77-84.

Kansas[226].

Den Namen Kansas trug früher nur ein Indianerstamm[227] und ein Fluß, der ein plattes Gebiet des großen nordamerikanischen Prairielandes zwischen dem Felsengebirg und dem Missouri durchströmt, in welchen er mündet. Später bezeichnete dieser Name auch ein Unions-Territorium[228], aus welchem die Politik des Präsidenten Buchanan[229] einen neuen Sklavenstaat bilden will, und einen der jüngsten Orte am Fluß und im Staate.

Kansas und die Sklavereifrage sind dermalen wie zu einem Begriffe verschmolzen; es ist nicht möglich, über das Eine zu verhandeln, ohne eine starke Berührung des Anderen. Versuchen wir denn eine Darlegung dieser nicht bloß die Union, sondern bei dem innigen Zusammenhang der Interessen aller Kulturvölker die ganze gebildete Welt erregenden Angelegenheit, natürlich so gedrängt, als unsere Raumverhältnisse es uns gebieten. Wollen wir aber unseren Gegenstand mit ruhigem Blicke betrachten, so müssen wir einen Standpunkt einnehmen hoch genug, um ebenso ungerührt zu bleiben von philanthropischer Sentimentalität, als unbefangen vor den imponirsüchtigen Kapitalzahlen einer alleinherrschenden Bodenindustrie und des weltbeherrschenden Handels.

Sklaverei und Sklavenhandel, Leibeigenschaft und Knechtschaft sind so alt wie die Menschheit. Sie hatten ihre Berechtigung so lange und so weit, als sie mit den herrschenden Begriffen der Zeit und der Nationen im Einklang standen. Es ist nichts lächerlicher, als Hebräern, Griechen, Römern, als den gebildetsten Völkern des Alterthums, von einem heutigen christlich-germanischen Standpunkt aus das Institut der Sklaverei zum Vorwurfe zu machen. Sie wie ihre Nachbarvölker und die zahlreichen Stämme der Germanen zogen die Regeln ihres Staats - und Privatlebens, so streng wie die ihres Kultus, nach eng begrenzten rein nationalen Anschauungen: lange Zeit äußerte sich der Hauptzug der Völker nach Außen nur im Kriege, und der Gefangene war der Freiheit unwürdig, er wurde Eigenthum des Siegers, dadurch seiner Menschenrechte beraubt, Sklave. Wie die Sklaven unter ihnen, standen die Götter ganz eigens nur für sie über ihnen da, und die Priester hielten mit dieser Beschränktheit des geistigen Blicks der Nationen so vorteilhaft Haus und sorgten für deren Erhaltung so angelegentlich, wie spätere für eine andere. Von dem ursprünglich der Tapferkeit und dem Kriegsglück zuerkannten Besitzrecht des Menschen über Menschen lief die Kette aus, an welcher nachher die Gewalt im Dienste der Selbstsucht und deren mächtiger Verwandtschaft Generationen Unglücklicher durch das Leben schleppte: die Sklaverei wurde erblich für Herr und Eigenthum, es wurden Menschen als Sklaven geboren. Der Wissenschaft fällt es nie schwer, umfassende Erscheinungen des Daseins in ein System zu bringen, und so unterschied man im Verlaufe der Zeiten politische Sklaverei, unter welcher Monte-

[226] Die Abb. stellt wohl Kansas City in Missouri vor; Anlaß für vorliegenden Artikel dürften jedoch die Ereignisse gewesen sein, die als „Bleeding Kansas" in die US-amerik. Geschichte eingingen. Hierbei handelt es sich um gewalttätige Auseinandersetzungen in den Jahren von 1855 bis 1859, die sich an der möglichen Einführung der Sklaverei in dem seit dem 30. Mai 1854 den Vereinigten Staaten angeschlossenen Kansas-Territorium entzündeten, und heute als Vorstufe des Sezessionskrieges von 1861 bis 1865 betrachtet werden.

[227] Die Kansa („Windmenschen"), auch Kaw, Konza oder Kasa genannt, eine Unterabteilung des Sioux-Volkes.

[228] Am 30. Mai 1854 waren sowohl Kansas als auch Nebraska den Vereinigten Staaten als Territorien angeschlossen worden.

[229] James Buchanan (1791–1868), von 1857 bis 1861 der 15. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika; er verfocht vehement die Beibehaltung der Sklaverei.

squieu,[230] der in seinem „Geist der Gesetze“[231] diese Eintheilung zuerst aufstellt, nichts weniger als den knechtischen Zustand ganzer Völker zu verstehen scheint, von bürgerlicher oder Privat-Sklaverei, d. h. derjenigen, durch welche ein Mensch einem andern so zu eigen gegeben wird, daß dieser der unumschränkte Herr des Lebens und des Erwerbs und Eigenthums von jenem wird, und endlich von Haus- Sklaverei, als derjenigen, welche innerhalb der Familie, namentlich im Morgenland und besonders auf den Weibern lastet.

Die politische Sklaverei ist nicht, wie Montesquieu sagt, im Klima begründet, sondern sie ist bedingt durch die Summe der Bildung eines Volks und den Einfluß derselben auf die gesellschaftlichen Zustände und die Staatsverfassungen. Wo wäre das Klima, wo die Wehen oder wenigstens Nachwehen dieser Sklaverei sich nicht noch im modernen Staate fühlbar machten? Und auch die Haussklaverei ist nicht auf Asien und Afrika beschränkt; auch in den meisten Ländern von Europa erreichen die jammervollen Zustände des Weibes in den untersten Volksklassen nicht selten einen Grad, der sie von der Sklaverei nur dem Rechtsbuchstaben nach unterscheidet. War doch noch bis jüngst in England der „Verkauf der Weiber“[232] in gesetzlicher Anwendung!

Die bürgerliche Sklaverei nahm an Härte in dem Grade zu, als sie eine immer reichlicher fließende Erwerbsquelle wurde durch Sklavenhandel und durch Sklavenarbeit. Mit der steigenden Zahl der Sklaven verlor ihr menschlicher Werth und im selben Verhältniß stieg die Grausamkeit gegen sie. Die Gesetze, die besonders in den letzten Zeiten des alten Roms zu ihrem Schutze erlassen werden mußten, öffnen den Blick in einen Pfuhl von Scheußlichkeiten. Augustus verbot, Sklaven den Bestien vorzuwerfen; ein Vadius Pollio[233] ließ die Muränen seiner Fischteiche mit Blut und Fleisch geschlachteter Sklaven füttern, weil das Fischfleisch dadurch einen feineren Geschmack erhalten sollte; unter Trajan[234] endlich mußten in öffentlichen Fechterspielen binnen 123 Tagen nicht weniger als 10,000 Gladiatoren mit 11,000 wilden Thieren den Todeskampf bestehen. Die Folgen dieser unermeßlichen Greuel waren die Sklavenkriege: an der Spitze von 60,000 Sklaven brachte der tapfere Gladiator Spartacus[235] das stolze Rom zum Zittern. Um so gräßlicher war die Rache der geängstigten Sieger: längs der Straße von Rom nach Capua wurden in einer Doppelreihe 6000 Sklaven an’s Kreuz geschlagen. – Ueberall, wo die Germanen in Europa zu Herrschaft kamen, ging die Sklaverei, die sie allenthalben in härtester Ausbildung vorfanden, nach und nach in die mildere Form der Leibeigenschaft über. Die alte Welt war an der Sklaverei zu Grunde gegangen; das Christenthum hatte beiden den letzten Stoß gegeben. Nicht dieselbe Macht vermochte es, und zwar fast 18 Jahrhunderte lang, gegen die Leibeigenschaft zu äußern: hier war abermals die Priesterschaft aller Kirchen an der Beschränkung der Freiheiten und Rechte der Grundmasse der Völker zu vortheilhaft betheiligt, um nicht als Damm und Schlagbaum mit zu dienen gegen die Bestrebungen nationalen Fortschritts. Ja, gerade die Religion war es, die man zum Deckmantel einer neuen Sklaverei und des schamlosesten Sklavenhandels machte. In Spanien und Portugal schmachteten noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts Tausende von Mauren, Nachkommen der besiegten alten Herrscher des Landes, im härtesten Sklavenjoch, und in Italien gab es nicht nur neben den Leibeigenen noch Sklaven in Menge, sondern gerade Rom[236] war der Hauptsitz eines Sklavenhandels ohne Gleichen: dort verkauften die Spanier mohammedanische Sklaven und die Venetianer kauften Christensklа-

[230] Der Philosoph Charles-Louis de Secondat, baron de La Brède de Montesquieu (1689–1755).

[231] „De l’esprit des lois“ (Genf: Barillot & fils [1748]), „Livre XV, chapitre V / Buch XV, Kapitel V“, „De l’esclavage des nègres / Die Negersklaverei“.

[232] Engl. Wife Selling; der Brauch des öffentl. Verkaufs von Ehefrauen auf Märkten wurde erst im Rahmen der Gesetzesreform zur Ehescheidung (engl. Matrimonial Causes Act 1857; 20 & 21 Vict., C. 85). im Jahr 1857 abgeschafft, soll aber vereinzelt noch bis Anfang des 20 Jhd.s praktiziert worden sein.

[233] Publius Vedius Pollio († 15 v. Chr.).

[234] Marcus Ulpius Traianus (53–117), seit 98 römischer Kaiser.

[235] Spartacus († 71 v. Chr.; gefallen); er führte den 3. Sklavenkrieg (auch Spartacus-Aufstand genannt) von 73 bis 71 v. Chr. an.

[236] Die Zentren des südeurop. Sklavenhandels in der frühen Neuzeit waren die damals unabhängigen Republiken Genua und Venedig.

ven aus der Barbareskengefangenschaft[237] los, um sie mit großem Profit an die Mohammedaner wieder zu verhandeln! – Der Venetianer war Kaufmann, und das war ein Geschäft. – Gerüttelt wurde an der Leibeigenschaft von Deutschland aus schon in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts (Joseph II.[238]); der Boden wurde ihr aber in Europa erst zertrümmert durch die aus dem Krater der französischen Revolution emporgestiegene „Erklärung der Menschenrechte", denen in unseren Tagen ein neues zukunftsreiches Gebiet in Rußland aufgethan werden soll.

In den despotischen Staaten der übrigen alten Welt, namentlich in Asien, erstreckte sich die allgemeine Stagnation des Lebens auch auf die Sklavereiverhältnisse, und was in Afrika Neues hierin sich gestaltete, folgte einem europäischen Impuls. Hatte man dort zu den Negersklaven, die, so weit die Geschichte reicht, durch Krieg, Handel und Sklavenjagden aufgebracht und den mohammedanischen Ländern zugeführt wurden, seit der Vertreibung der Mauren aus Spanien auch Christensklaven an die brennenden Ketten der Rache gelegt, so entstand durch die Christen eine gefesselte Negervölkerwanderung von 50 Millionen binnen drei Jahrhunderten in die neue Welt, während in der alten der letzte Christensklave befreit wurde durch die französischen Kanonen vor Algier in dem freiheitslustigen Jahre[239] von 1830.

Und nun stehen wir vor Amerika und der neuesten Negersklaverei. — Negersklaverei war, wie wir so eben sahen, für die alte Welt nichts Neues mehr. Wir sahen sie aber ausüben nur in Staaten, auf deren Kultur- und politische Rangstufe der Europäer tief hinabblickt. Kein christlicher Staat duldete sie. Das Neue in der Negersklaverei Amerika's konnte daher nur darin gefunden werden, daß Angehörige und Abkömmlinge des christlichen und civilisirten Europa die Peitsche des Sklaventreibers in die Hand nahmen. So ist die mit Abscheu erfüllende Anschaunng von heute. Auch dieser Vorwurf wird milder, wenn wir den gehässigen Gegenstand im Lichte der Geschichte betrachten. – Als die ersten Neger ihren heimischen Fürsten abgekauft und nach Amerika gebracht wurden – lange vor Las Casas[240] –, war in Europa das Institut der Leibeigenschaft noch ein zu Recht bestehendes und unangetastetes, und selbst der Sklavenhandel hatte noch sein Spekulationsfeld. Konnte in der Anschauung jener Zeit der Schritt so groß sein, für ein Klima, dem der Europäer, und eine Arbeit, welcher der Ureinwohner des Landes zu erliegen drohte, den starken, des senkrechten Strahls der Sonne gewohnten Neger zu erwerben, den man in seiner Heimath wie außer derselben allenthalben nur als Sklaven kannte? – Es soll damit der Sklaverei an sich nimmermehr das Wort geredet sein, aber wo Thatsachen der Geschichte vor uns stehen, ist es ohne Zweifel verständiger, zu erklären, wie sie möglich waren, als sich in Deklamationen der Entrüstung zu ergehen.

Einmal begonnen und als gutes Geschäft erkannt, mußten Sklaverei und Sklavenhandel in entsetzlich steigenden Schwung kommen. Der Gewinn war enorm, besonders in der ersten Zeit, wo in Afrika der Sklave um zwei bis drei Maß Branntwein feil war. Hier ist's schwer, an sich halten, beim Anblick des doppelten Giftes, das die Hand christlicher Civilisation in die rohen Massen goß: die Erregung der Gier nach einem Genuß, für den diese Unglücklichen Alles dahin gaben, der Fürst seine Unterthanen, der Vater die Kinder, der Sohn die eigene Mutter, – und Preis und Folgen des Genusses! Die ersten Sklaven waren von den Portugiesen, gegen Ende des 15. Jahrhunderts, nach Amerika gebracht worden; die Spanier eiferten ihnen rasch nach, andere seefahrende Nationen thaten desgleichen, alle aber wurden überflügelt durch den „fast wahnsinnigen Eifer", mit welchem England das Geschäft in die Faust nahm, und zwar schon seit 1562, wo Königin Elisabeth[241] das erste Privilegium auf Neger-

---

[237] Die muslimischen Seeräuber aus dem heutigen Marokko, Algerien, Tunesien und Libyen (sog. Barbareskenstaaten), deren Unwesen, das sich damals vom Mittelmeer bis in die Nordsee erstreckte, erst durch die 1830 erfolgte Eroberung Algeriens durch Frankreich endgültig beendet wurde.

[238] Joseph II. (1741–1790), seit 1765 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches; er wurde vorzugsweise vom prot. Deutschland zur Ikone der Reform und Aufklärung stilisiert.

[239] Die revolutionären „drei glorreichen Tage" vom 27. bis 29. Juli 1830, nach denen in Frankreich die konstitutionelle Monarchie unter Louis Philippe (1773–1850) eingeführt wurde.

[240] Der span. Dominikaner und Bischof Bartolomé de Las Casas (1484/85–1566), der ab 1514 als scharfer Kritiker der span. Eroberungspolitik in Lateinamerika auftrat.

[241] Elisabeth I. (engl. Elizabeth I; 1533–1603), seit 1558 Königin von England.

handel ausstellte. Für frei wurde derselbe vom Parlamente erst 1698 erklärt. Während des 17. und 18. Jahrhunderts blieben die Engländer unübertroffen auf diesem schmutzigen Plan; ja, so über alles Maß dehnten sie ihn aus, daß die nordamerikanischen Kolonien Englands sich bitter beschwerten über die Ueberfluthung des Landes mit Negern. Pennsylvanien, Georgien, Virginien, Südcarolina bestürmten vergeblich König und Parlament mit Bitten um Abhülfe von dieser Last: „die englische Regierung müsse um jeden Preis einen so werthvollen Handel in Blüthe erhalten“[242], war die Antwort im Oberhause. Endlich stellte sich sogar als politische Absicht Englands heraus, in diesen Negermassen ein Gegengewicht gegen etwaige Abhängigkeitsgelüste seiner Kolonisten bereit zu machen in ähnlicher Weise, wie dies das blinde Spanien in neuester Zeit auf Cuba thut, und hoffentlich mit demselben Erfolge.

Das ist die Weise, auf welche die Vereinigten Staaten von Nordamerika in den Besitz der Sklaverei gekommen sind. Wie einst in Rom hat auch hier die Republik sie als eine traurige Erbschaft vom Königthum empfangen, und beiden, weder der größten Republik des Alterthums noch der der neuen Zeit, hätte eine verhängnißvollere vermacht werden können. Das schwarze Eigenthum war da und betrug einen sehr großen Theil des Privatvermögens in den Südstaaten. Nach den großen Opfern, welche der Unabhängigkeitskrieg auch diesen Staaten gekostet, wäre eine sofortige Aufhebung der Negersklaverei eine empörende Gewaltmaßregel gewesen, hätte sie überhaupt zur Ausführung kommen können. Gleichwohl ging die erste praktische Anregung zur Abschaffung der Negersklaverei von Nordamerika aus. Schon 1780 erklärte der Staat Pennsylvanien alle Neger für frei, welche nach der Unabhängigkeitserklärung geboren worden seien, 1787[243] verboten die Staaten Massachusets, New-Hampshire, Rhode-Island, Connecticut, Newyork, Newjersey und Pennsylvanien den Sklavenhandel bei schweren Strafen, und 1815[244] belegte der Kongreß der Vereinigten Staaten den Menschenhandel sogar mit Todesstrafe. Der gute Wille schien für noch radikalere Schritte geneigt zu sein; nur die rechte Form zur Ausführung zeigte sich nicht zur rechten Zeit. Sie verstrich unbenutzt. Anstatt allen europäischen und amerikanischen Regierungen voraus zu gehen in dem Befreiungswerke der Negerbevölkerung Amerika's[245] und das Schwert des Angreifers zu ziehen gegen jede Sklaverei, zögerten die Vereinigten Staaten, bis England und die befreiten spanischen Kolonien das Wort zuerst ausgesprochen hatten. Durch diesen Ausspruch sahen die sklavenhaltenden Staaten sich plötzlich in ihrem Eigenthum bedroht. Bedrohtes Eigenthum steigt aber im Werth, und je stärker die Angriffe darauf, desto hartnäckiger die Vertheidigung. Auf diesem sehr einfachen Wege wurde die Union auf die Stelle hingedrängt, die sie jetzt in der Sklavenfrage einnimmt.

Die Angriffe auf die Negersklaverei der Südstaaten der Union gingen nicht nur vom Ausland, sondern am erbittertsten von den Nordstaaten aus und zeigten ihre öffentliche Heftigkeit zuerst 1821[246], wo Missouri als Sklavenstaat in die Union aufgenommen wurde. Wie damals zuerst, so hat seitdem immer der Geldeinfluß des Südens über den stärkeren Norden der Freistaaten den Sieg davon getragen, durchaus nicht zur Ehre des Nordens, und auch nicht zu der des Südens. Man fragt auch nicht darnach. Der Herr der Verhältnisse ist das Geschäft. In der Handels-, Fabrik- und Manufakturthätigkeit beruht die Hauptmacht des Nordens, der Süden liefert durch seine Massenproduktion, namentlich der Baumwolle, des Tabaks, Kaffees und Zuckers, das Hauptmaterial, die Hauptartikel, das Hauptkapital dazu. So hält er den Norden fest an unzerreißbaren Fäden, erstreckt seinen Einfluß aus den Kreisen des Handels in die der Politik, korrumpirt mit seinen Bestechungen und Drohungen das gesammte Staatsleben nnd ist auf diese Weise von der anfänglichen Duldung, dann von dem noch 1845 ausgesprochenen

[242] In diesem konkreten Kontext so nur in „Meyer's Universum“ zu finden.

[243] New Hampshire und Massachusetts im Jahre 1783, Rhode Island und Connecticut 1784, New York 1799 und New Jersey 1804.

[244] Hierfür ist kein Beleg zu finden.

[245] Großbritannien hatte zwar bereits 1815 auf dem Wiener Kongreß ein grundsätzliches Verbot des afrikanischen Sklavenhandels durchgesetzt, doch kam es erst 1883 zur tatsächlichen Abschaffung der Sklaverei in allen europ. geprägten Ländern, als Brasilien als letzter dieser Staaten die Sklaverei verbot.

[246] Der „Missouri Compromise“ von 1819/20, mit dem Missouri am 15. März 1820 zwar als Sklavenstaat in die Union aufgenommen wurde, zugleich aber auch festgelegt wurde, daß jeder künftiger Staat nördl. der ausgehandelten Kompromißlinie sklavenfrei zu sein hätte.

Grundsatz der Beschränkung der Sklaverei und Sklavenverfolgnng auf die Sklavenstaaten vorwärts geschritten bis zu der gegenwärtig höchsten Höhe, wo am 6. December 1857 der in der diplomatischen Geschichte der Vereinigten Staaten noch unerhörte Fall eintrat, daß ein Gesandter der Union, der von Buchanan nach Brasilien geschickte Meade[247] aus Virginien, bei der kaiserlichen Andienz[248], also officiell, mit der Negersklaverei als einer nationalen Landeseinrichtung prunken, sie für das Hauptlebensprincip des Landes erklären und als Basis zur Anknüpfung internationaler Beziehungen bezeichnen durfte. Gleichwohl ist dies das Äußerste Ziel der Perpetualisten, die auf eine Verewigung der Sklaverei hinarbeiten, noch nicht, das oft sehr thörichte und sogar verbrecherische Treiben (Aufhetzen der Sklaven gegen ihre Herren etc.) der Ultra-Abolitionisten, welche die Abschaffung der Sklaverei in Nordamerika allen anderen politischen Zwecken voranstellen, kann den Riß zwischen Nord und Süd nur erweitern und trägt die schwere Schuld, daß der Plan der Unionisten, der einzig vernünftige und bei der jetzt auf vierthalb Millionen angewachsenen Negersklavenzahl allein noch durchführbare, der auf stufenweise, von dem Weißen zu unterstützende, aber von dem Neger selbst zu erarbeitende Freilassung hin gerichtet ist. noch für lange Zeit auf dem großen alten Haufen der frommen Wünsche liegen bleiben muß.

Die höchste Bedeutung dieser Angelegenheit liegt aber in Folgendem. Die Zeit ist vorüber, wo ganze Völker und Staaten sich von der Gemeinschaft mit anderen Nationen ausschließen, ganze Länder sich absperren konnten gegen den Kulturdrang, der von Europa aus einen neuen Weltgang begonnen hat. Er hat begonnen und wird nicht eher enden, als bis der Menschheit die Erfüllung ihrer großen Bestimmung gelungen ist, die Civilisation allmählig über die ganze bewohnbare Erde auszubreiten. Die Arbeit an diesem Werke ist Pflicht aller Menschen ebenso, wie jeder Einzelne verbunden ist, seinen Antheil nach seinen Kräften und Mitteln zur, Erreichung der Zwecke des geordneten Staates beizutragen, dem er angehört. Dieser Kulturdrang ist es, der jede neue Erfindung zu neuen Erfindungen, jeden neuen Fortschritt in der Erkennung und Beherrschung der Naturkräfte zu neuen und immer kühneren Fortschritten, jedes Hemmniß gegen seine Fortschritte zu neuen und immer heftigeren Angriffen benutzend, Thore erbrach, die Jahrtausende versperrt waren, und Wüsten bevölkerte in Jahrzehenten, der in China die verrosteten Riegel sprengt und in Japan gastliche Thüren öffnet, nach Australien einen Verkehrsstrom leitet und den Trieb der Völkerwanderung nach Amerika stachelt. Gerade diese Völkerwanderung zeigt aber, daß für die Civilisation der Erde eine neue Hauptkraft gesammelt wird da, wo gegenwärtig Abkömmlinge von vier Menschenraçen ihre Heimath haben.

Es bedarf heut zu Tage keines Beweises mehr, daß die Menschheit nicht von einem Aelternpaare abstammt, die Verschiedenheit der Schädelbildung bei den fünf Menschenraçen thut genügend dar, daß auch die organische Verschiedenheit des Menschen kein allmähliges Werk des Klima's, sondern eine Urschöpfung der Natur ist. Die Abstufung, der allmählige Uebergang vom menschenähnlichsten Thier zum ausgeprägtesten Menschenbild in der kaukasischen Raçe war im Gesammtplane der Schöpfung begründender, wie jeder Theil der Naturwissenschaften lehrt, nirgends Sprünge oder Grenzlinien gestatten konnte. Die höchste Ausbildung des Geistes vereinigt sich mit der edelsten Körperform; je mehr diese sich dem Thier nähert, desto geringer erscheint die geistige Entwickelungsfähigkeit. Ist dem weißen, dem Licht-Menschen jene Bevorzugung vor den Dümmerungs- und Nacht-Menschen verliehen, nur damit er diese beherrsche, knechte, ausbeute Und, wenn sie seinen Zweeken nicht entsprechen, vernichte? Nimmermehr! In jeden edlen Menschen ist der Drang gelegt, Lebensfähiges nicht niederzutreten, sondern aufzurichten, und Erhebungsfähiges zu sich zu erheben. Sind aber die unteren Menschenraçen überhaupt zu erheben? Sind nicht gerade die reinen Raçen in Afrika und Australien auf der tiefen Stufe geblieben, auf welcher sie zum ersten Mal in dem Gesichtskreis des Licht-Menschen erschienen? Zeigt sich dort seit Jahrhunderten ein Fortschritt, zeigt sich nur der Anfang einer Geschichte? Konnte der Missionär ans dem reinen Indianer etwas Höheres bilden, als einen altklugen Knaben? Blieb der Chinese nicht seit Jahrtausenden ein verknöcherter junger Greis? War nicht die abgeschlossene Raçenreinheit der stärkste Damm gegen alle Einflüsse der Kultur? Ja, so ist es! Aber der Wink des Ewigen in seinem Werke, der Natur und ihren Gesetzen, hat wiederum den Weg gezeigt zu einem neuen umfas-

[247] Richard Kidder Meade (1803–1862), von 1857 bis 1861 US-amerik. Gesandter in Brasilien.

[248] Dom Pedro II. (portug. Dom Pedro II; 1825–1891), von 1831 bis 1889 Kaiser von Brasilien.

senderen Weltgang der Kultur, dessen Ausgangspunkt nur Amerika sein kann. Dort steht die Thatsache vor aller Welt, daß die psychische Kraft der Weißen und die physische Stärke der farbigen Menschen zu einer Vereinigung fähig sind, die der weißen Raçe nichts von ihrer Kraft nimmt, aber ihre Körperstärke erfrischt, und die den dunkelen Menschen nichts von der Kraft ihres Körpers nimmt, aber sie mit höherem Geist erfüllt und veredelt. Gegen den natürlichen Widerwillen des Weißen vor einer Vermischung mit den Dunkelen unterster Ordnung und reiner Raçe hat abermals die Natur selbst eine Vermittlung geschaffen, die stufenweise Raçenkreuzung, wie wir sie in Amerika sehen. Welch edele schöne Gebilde sind dort schon erzeugt worden aus den häßlichen Anfängen der Menschheit! Diese Thatsache kann, wie keine in der Welt, ohne wichtige Folgen sein, ohne die mächtigsten Einflüsse auf die Erreichung des höchsten Ziels der Menschheit auf der Erde. Emporgehoben wird, wenn auch auf noch so vielen Stufen, die unterste Rahe an die Seite der obersten, und der Verbindungstrieb wird auch hier der sein, welcher der edelste und stärkste zugleich ist: die Liebe. Wahr ist's, dieses Ziel steht fern, aber es ist ein Ziel, das erstrebt werden muß. Alles aber, was sich zwischen dieses Ziel und die Menschheit stellt, ist der Menschheit Feind, stellt sich zum Kampf in den Weg ihres Kulturgangs und muß weichen oder vernichtet werden. Solcher Feinde sind Legion, der ärgste ist – die Sklaverei! Nicht das gewaltsame Fortschleppen von Millionen Negern aus einer Heimath, in welcher sie ewig Thiere in Menschengestalt hätten bleiben müssen, kann auf unserem Standpunkt als Verbrechen an der Menschheit erscheinen; wir erkennen sogar keine andere Möglichkeit der Erhebung der Raçe; sondern die Form ist's, in der die Uebersiedelung – wenn anfangs auch verzeihlicher Weise – geschah und der Hausthier-Zustand ist's, in dem man diese Millionen seit Jahrhunderten gehalten hat, die Sklaverei ist's, mit ihrem doppelten Fluche: gegen die Schwarzen und gegen die Weißen, die, weil sie den Neger nicht zu sich emporbilden lassen in geistiger Beziehung, zu ihm hinuntersinken in sittlicher Beziehung. – Amerika bat eine höhere Bestimmung, als Felder zu düngen mit Negerschweiß und eine alleinherrschende Geldmacht zu gründen auf Menschenelend. Nicht die spätere Entdeckung macht es zur neuen Welt. Eine neue Welt kann es und soll es werden durch das Zeugen und Emporbilden einer neuen Menschheit, deren Beruf es sein wird, die alte Welt zu verjüngen und die Segnungen der Bildung und Freiheit abermals weiter zu tragen, als es dem edlen Willen und der Kraft der alten Welt vergönnt war. Soll dieser amerikanische Weltgang der Kultur beginnen wie der der alten Welt, mit Kette und Peitsche der Sklaverei? – Wie viel sind die 3000 Millionen Dollars nordamerikanischen Negereigenthums Werth einer solchen Möglichkeit gegenüber!

DCCCLXXXV
DRAWN AFTER NATURE
KANSAS
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn.
Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 89-96.

Cettinje[249].

Laßt der langen Flinte Knallen,
Sang und Gusla[250] widerhallen
In der schwarzen Berge Nacht!
Gierig spähen, finster schleichen
Neugebornen nach die bleichen
Geister, wenn kein Auge wacht.
Böser Geister Lust und Laben,
Schwarze Katzen, frische Knaben,
Nimmer sollt ihr diesen haben!
Helden, trinkt und singt!
Dudelsack schnarrt, und es schreit und klingt
Gusla mit dem krummen Halse.[251]

So schallt es aus einer Steinhütte, deren weite Oeffnung dem Eingang einer Höhle zwischen den hohen dunkelen Felsen gleicht, die wir vom Südwestabhang der Cernagora[252] her erstiegen haben. Die Nacht ist mild und sternenhell. Wir sehen die gastlich winkende Rauchsäule auf dem Hause, die Flamme lodert mächtig auf dem Herde. Unser Führer feuert sein Gewehr ab. Da stürzt ein Dutzend Männer aus dem Gluthschein der Halle, den Gruß mit Schuß auf Schuß erwidernd und uns umringend. Die Männer, groß und stark, sind im vollen Schmuck der Waffen: Handschar[253] und Pistolen funkeln im Gürtel, das stets zielfeste Feuerrohr hält Jeder in der Faust. Die knochigen Gestalten der Aelteren umwallt die weitfaltige Struka[254], die hier der Mantel am Tage und bei der Nacht die Decke ist. Der Dolman[255] hängt am Rücken der Jüngeren, und darunter schimmert die bunte Stickerei der Weste. Die Häupter bedeckt das Fes[256] oder umhüllt, zum Turban geschlungen, Mousselin oder Seide. Wir folgen dem gastfreundlichen Hausherrn und treten in eine Festeshalle. Dem Hause ist ein Söhnlein geboren. Da ist es die Pflicht der blutsverwandten Männer, acht Nächte lang den Neugeborenen zu schützen gegen die Gelüste der bösen Geister, von denen Wochenkindern und schwarzen Katzen die meiste Gefahr droht. Die Männer lagern wieder im Kreis um den Herd, der große Becher geht von Hand zu Hand, Gusla (Art einsaitiger Geige) und Dudelsack ermahnen von Neuem die Männer an ihre Heldenlieder, und die Frauen stehen emsig am Herd. Sie backen Maiskuchen in der heißen Asche, schneiden die Castradina[257], den knoblauchduftenden Hammelschinken, und bieten den Männern dar, was fertig ist. Da wird der heiße Kuchen in Brannt-

[249] Cetinje (serb. Цетиње, Cetinje; osman. جتينه, Cetine). Wenn die Transliteration des Serbisch-Kyrillischen mit der hier für Orts- und Personennamen verwendeten Schreibweise identisch ist, bleibt sie unberücksichtigt.

[250] Die Gusle (serb. гусле; bulgar. гусла, gusla; alban. lahutë), ein traditionelles, nur mit einer Saite bespanntes Instrument des Balkans.

[251] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[252] Montenegro (serb. Црна Гора, „schwarzes Gebirge"; alban. Mali i Zi; osman. قرەطاغ, Karadağ, „Schwarzer Berg").

[253] Der Handschar (arab. خنجر, ḫanğar), ursprüngl. ein arab. Krummdolch, der im osman. Herrschaftsbereich jedoch weitverbreitet war.

[254] In der zeitgenöss. Literatur als „brauner zottiger Mantel" beschrieben.

[255] Osman. دولامان, dolāmān; ein mit Gürtel oder Hüftschärpe getragener langer Mantel mit Seitenschlitzen.

[256] Osman. فس, fes; die im Osmanischen Reich (osman. دولت عليه, Devlet-i ʿAlīye, „der erhabene Staat") übliche Kopfbedeckung aus roter Wolle.

[257] Getrocknetes Schaf- oder Hammelfleisch, eine montenegrin. Spezialität.

wein gekühlt, und der silberglänzenden Scoranza[258] zartes Fischfleisch genossen in dem Oele, das Bruder Waso aus dem Gürtel des letzten Türken nahm, dem er neulich bei dem Kampfe am See (von Skutari[259]) den Kopf abgeschnitten. Von Zeit zu Zeit verläßt ein Mann um den andern Sitz oder Lager, um zur Abschreckung der bösen Geister in die Nacht hinaus zu feuern. So wechseln Schießen und Schmausen, Trinken und Singen, bis das Licht der Sonne an des Kindes Lager tritt und die Geister der Finsterniß gebannt hält.

Wie des Herdes Flamme steigt höher und höher der Männer Begeisterung, wenn die Lieder ertönen zum Preise der alten Helden ihres Volks. Da erzählt der graue Alich mit aufloderndem Jugendfeuer, die Gusla wie ein Schwert schwingend, von dem großen Serbenreiche, von dem König Lazar[260] und der Türkenschlacht auf dem Amselfelde*)[261] in welcher der Serben Thron und Reich zertrümmert wurde und die Freiheit floh in die schwarzen Berge von Zeta[262], wie einst des Landes Name war. Da schnarrt der Dudelsack wie von selbst und das Lied erschallt von Milosch Obilich[263], dem Todeshelden, der allein in's Türkenlager drang und den Sultan Amurad[264] erdolchte mitten in seinem Heere. Der Becher kreist zum Andenken der That, und die Augen blicken auf den grauen Alich. Der erzählt von dem tapferen Enkel des großen Fürsten Baoscha (Georg Balscha[265]), dem Stephan Cernojevich[266], der mit dem Albanierhelden Georg Skanderbeg[267] die Türken schlug, und von seinem Sohn, der letzten Hoffnung Montenegro's, von dem Ivan Cernojevich[268], der in der Höhle bei den Trümmern der Burg Obod[269] im Grabe schläft, von Zauberern bewacht. Wenn aber der Tag der Rache kommt für Serbien und Zeta, da wird Ivan heraufkommen mit einer unsichtbaren Schaar und die Kämpfer führen von Sieg zu Sieg, bis der Serben Thron wieder steht und die Cernagora reicht vom blauen Meere bis zum grünen Lim[270], soweit Ivans Schwert reichte, als sein Fürstenstuhl noch zu Zabljak[271] stand, der Türkenstadt am See von Skutari[272]. Mit dumpfem Gemurmel beginnen die Männer der Serben größtes und schönstes Lied von der Hochzeit des Sohnes Ivan, und sie enden, in den Schmerz der Trauer versunken. Die aufgehende Sonne begrüßt finstere Augen in der Festhalte, der Geist Ivans grollt aus ihnen. Wir scheiden und wandern wieder rüstig aufwärts den starren Gipfeln der schwarzen Berge entgegen.

Der Morgen ist herrlich. Die Strahlen der Sonne erwecken Leben selbst in dem öden Gestein, das uns umgibt. Je höher wir emporklimmen, desto trotziger und zackiger ragen die Klippen übereinander auf. Nur in den Spalten und Kesseln der Felsabhänge haftet ein wenig Boden für spärliche Grasstreifen und Gestrüppflächen, und nur die aschgrünen Blätter der Salbei überziehen breitere Wände und locken in die wüste Landschaft freundliche Bilder des Hirtenlebens.

---

[258] Die für Montenegro und Mazedodien typische Süßwasserfischart Alburnus scoranza.

[259] Das alban. Shkodra (alban. Shkodër; osman. ارناود اسكندريه, Ārnāūd Iskenderīye).

[260] Lazar Hrebeljanović (serb. Лазар Хребељановић; ca. 1329–1389; gefallen), seit 1373 Fürst der Serben.

[261] *) Am 15. Juni 1389.

[262] Das bis Ende des 15. Jhd.s bestehende Fürstentum Zeta (serb. Кнежевина Зета, Kneževina Zeta).

[263] Der serb. Adelige Miloš Obilić (serb. Милош Обилић; ca. 1350–1389; gefallen).

[264] Murad I. (osman. مراد بن اورخان, Murād b. Orḫān; 1319 o. 1326–1389; gefallen), seit 1359 Sultan des Osmanischen Reiches.

[265] Đurađ Balšić (serb. Ђурађ Балшић; † 1378), seit 1362 Fürst von Zeta (siehe hierzu S. 47, Anm. 262).

[266] Stefan Crnojević (serb. Стефан Црнојевић; † ca. 1465), seit 1451 Fürst von Zeta (siehe hierzu S. 47, Anm. 262).

[267] Georg Kastriota, genannt Skanderbeg (alban. Gjergj Kastrioti bzw. Skënderbeu; 1405–1468).

[268] Ivan Crnojević (serb. Иван Црнојевић; † 1490), seit 1465 Fürst von Zeta (siehe hierzu S. 47, Anm. 262).

[269] Serb. Обод; der Burgberg befindet sich in der Nähe der Gemeinde Rijeka Crnojevića (serb. Ријека Црнојевића).

[270] Der Lim (serb. Лим).

[271] Žabljak Crnojevića (serb. Скадарски Жабљак, Skalarski Žabljak); von der ehemaligen Burg sind heute nur noch Ruinen zu sehen.

[272] Der Skutarisee (alban. Liqeni i Shkodrës; serb. Скадарско језеро, Skadarsko jezero).

Ueberall grüßt uns das fromme *Pomagha Bogh*[273] (Helf' Gott!), dem wir landüblich mit *Wasda budi*[274] (in Ewigkeit!) dienen. Wir kommen zu Menschenwohnungen und sehen nun ihren Bau im Lichte des Tages. Vier Steinwände, kaum sieben oder acht Fuß hoch, darüber ein vorspringendes Dach von Stroh oder Baumrinde, in der Frontmauer ein großes Loch für Menschen, Sonne, Luft und Rauch, in den Seitenmauern hie und da ein kleines für letztere drei allein, das ist das Ganze. Unweit von diesen Steinhütten führt der steile Pfad an einer Quelle vorüber, wo zwei Frauengestalten neben einem Maulthier rasten, beide in der bunten malerischen Tracht dieses Volks, und beide stellen Menschen dar so rein und schön und gesund, wie Gebilde frisch aus der Hand Gottes. Sie grüßen, wie der Morgen selbst, so freundlich und erhebend, meinen Führer aber empfangen sie als lieben Verwandten, unser Weg führt an ihrem Hause vorüber, wir gehen nun gemeinsam weiter.

Bald erreichen wir die erste Hochebene des nun in Riesenstaffeln des Kalksteingebirgs aufsteigenden Landes. Hier beginnt die mühselige Kultur des Steinreichs. Die Steinhütten, wie wir sie tiefer in den Thälern wie Mauerschwalbennester an den Felswänden sahen, sind hier von bebauetem Felde umgeben, aber blicke hin, wie viel Erde zwischen den Steinen der Aecker zu erforschen ist! Des Mannes Pflug ist noch der älteste in Europa, und hinter diesem und auf solchem Felde muß er bewaffnet arbeiten, wie in der Schlacht. Die lange Flinte hängt auf dem Rücken, im Gürtel Handschar und Pistolen, am Gürtel Pulver- und Kugelbeutel; so folgt er dem Pflug und bestellt eine Saat, deren Aerndte ihm so wenig sicher ist. wie sein Leben jeden Augenblick. Es ist ein hartes Leben! Und doch begegnen uns auch hier die schönen Bilder der stillglücklichen Familie. Dort sitzt vor seiner Steinhütte der bewaffnete Mann, mit dem Handschar Färbeholz[275] entrindend, während sein Weib die geglätteten Stäbe in Bündel ordnet. Jubelnde Kinder springen umher und ein kleiner Junge hat seine erste Heldenlust am Laden und Losfeuern einer Pistole, die er mit beiden Händchen festhält, und doch stößt sie ihn so oft zurück und fliegt von selbst auf den Boden, so oft er zu stark geladen hat. Vater und Mutter finden dieses Spiel in der Ordnung, denn der Junge muß ein Mann werden.

„Dort zur Linken hin führt uns ein Umweg zu dem höchsten Punkte der Straße nach Cattaro[276], von wo die Fremden gewöhnlich zu uns kommen, nicht von Budua[277] herauf, wie wir. Wollen wir hinunterschauen?" So spricht der Führer, und wir Alle wenden uns der Richtung zu. Bald ist die Stelle erreicht. Das Auge jubelt hier und schwärmt in die Ferne. Tief unten, daß man einen Stein in die ummauerten Höfe werfen möchte, dehnt das schöne Dobrota[278] seine Wohnungen, Gärten und Fluren aus, und zur Linken trotzen und wachen die Festungsmauern von Cattaro. „Und doch gar oft vergeblich," lacht unser Führer, die lange Flinte wie zum Triumphe schwingend. „Wenn der arme Hirte der Berge auf der kahlen Klippe sitzt, den Muth im Herzen, die Kraft in den Gliedern und die herrlichen Waffen zur Hand, und hütet die Geiß, die mühsam die Halme aus dem Gesteine zupft, und ist so arm und hungrig, wie sie, so erblickt er da unten, wo die süßen Früchte an den Bäumen wachsen und das fette Gras so dicht auf dem weichen Boden steht, den faulen Hirten bei der großen Heerde, der liegt im schattigen Grün und ißt. Aber er trägt auch Waffen. Wer Waffen trägt, muß ein Held sein. Ein Held muß kämpfen, wie die Männer der schwarzen Berge. Sollen sie es lassen können, bisweilen zu prüfen, ob die da unten tapfer sind? Und thut's die Kampflust nicht, so thut's die Noth. Die Helden der Berge sind arm." So spricht der Führer, und die Frauen nicken ihm Beifall zu. Ich aber schweige, denn mein Auge schwimmt in Wonne. Es folgt den Krümmungen der Bocche di Cattaro[279] von einem ihrer Spiegel zum anderen.

[273] Serb.-montenegrin.: помози богу, pomozi bogu.

[274] Serb.-montenegrin.: за вечност, za večnost.

[275] Da es zahlreiche Färberholzarten gibt, ist nicht ersichtlich, welches in Montenegro vorzugsweise Verwendung fand.

[276] Kotor (lat. Acruvium; serb. Котор; ital. Cattaro).

[277] Budva (serb. Будва; ital. Budua).

[278] Dobrota (serb. Доброта; ital. Bonintro).

[279] Die Bucht von Kotor (serb. Бока которска, Boka kotorska; ital. Bocche di Cattaro).

Dort blickt als äußerster Wächter am Seethore Castelnovo[280] herauf, wo wir morgen rasten.*)[281] Und darüber dehnt sich in endloser Herrlichkeit das Meer der Adria aus, und wie winzige weiße Pünktchen im Blau ziehen darauf her und hin die Segel und Flaggen aller Nationen! – „Nur Cernagora hat kein Meer und ißt fremdes Salz und darbt auf seinem schwarzen Felsen, seit Ivan schläft“ – so murrt der Führer, und selbst die schönen Blicke der Frauen verdunkeln sich und Alle überschattet die düstre Trauer.

Wir wandern weiter. Hohe um Höhe wird überstiegen. Da stehen wir am Rande des höchsten Gebirgskessels vom ganzen Lande, und in dessen Mitte liegt der Flecken Niegosch[282], die steinerne Wiege der Tschernogorzen, der unzugänglichste, älteste, Volk- und geschichtereichste Ort von Montenegro. Von dem Berge Niegosch in der Herzegowina kamen hierher geflüchtete Trümmer des Serbenvolks, hier gründeten sie die neue Heimath. hier wuchs der Stamm ihrer Fürsten und Oberpriester, und hier war es, wo im Jahre 1703[283] ein heiliger Christabend in eine fürchterliche Mordnacht verwandelt wurde gegen alle mohammedanischen Bewohner der schwarzen Berge. Denn auf den Bergen, sagt der Führer, waren Scepter, Schwert und Kreuz in Einer Hand, seit Ivans Sohn, Georg Cernojevich[284], als er seines Weibes willen von der Heimath schied und zu den falschen Venetianern ging (im Jahre 1516), den Metropoliten von Cettinje zum Wladika[285] erhob, bis auf Danilo[286], der wieder ein Fürst ohne Priestergewand ward und ein Weib nahm. Des großen Ivan anderer Sohn, Stanischa[287], war dem Glauben untreu, war in Stambul Türke geworden, und die Nachkommen seiner Anhänger traf die Rache in der Mordnacht von Niegosch.

Das Hochland um Niegosch verzweigt sich in mehre Thäler, und weil es größere und viele Heerden ernähren konnte, so hieß man es *Katunska-Nahia*[288], den Sennerei-Bezirk. Von den 100,000 Bewohnern Montenegro’s hausen hier 24,000. Zu diesen zählen unsere beiden Begleiterinnen. Unser Führer grüßt deren Haus mit dem üblichen Schuß, der sogleich rings von allen Höhen erwidert wird. In den schwarzen Bergen knallt und kracht es schier unaufhörlich, den Feinden zum Zeichen, daß das Volk munter ist. Auch die männlichen Verwandten der Frauen entladen vor allen Dingen ihre Gewehre und eilen dann erst zum Willkomm herbei.

Wir aber können der gastlichen Einladung nicht folgen, sondern eilen unserem heutigen Bestimmungsort, Cettinje, entgegen. Unser Weg führt durch eine Felsenöde, in welcher nur der zähe bedürfnißarme Bergmensch Freudenblumen sieht, die ihn mit Heimweh fesseln. Wie oberhalb Triest auf dem unheimlichen Karstgebirg, dessen dichte Kalkstaubwolken mich noch heute in der Erinnerung drücken, sind es auch hier nur die einzelnen trichterförmigen Vertiefungen, welche etwas tragbaren Boden bewahren. Die größten derselben haben gegen drei Morgen[289] Ausdehnung. Bebaut und bepflanzt ist aber auch jedes Plätzchen und Eckchen, dem etwas mehr als ein Grashalm entsprießen kann.

Noch im Felsenkessel von Niegosch lacht uns eine Oase entgegen. Ueppiges Grün bedeckt eine große Fläche, die von Heerden wimmelt und in deren Mitte ein Brunnen die Hirten um sich versammelt, die sich hier in sorgloser Lust tummeln. Auch hier werden die Grüße kräftig bin und her geschossen. Und nun geht es steil felsan. Oben aber haben wir eine der höchsten Höhen des Landes erreicht, und um und unter uns hebt und senkt es sich, je mehr das Auge vordringt, immer weiter und immer tiefer, wie plötzlich versteinerte Wogen eines Meers im wüthendsten Sturm. Selbst die Gewohnheit des täglichen

---

[280] Herceg Novi (serb. Херцег Нови; ital. Castelnuovo).

[281] *) Im nächsten Hefte.

[282] Njeguši (serb. Његуши).

[283] Historisch nicht belegt.

[284] Đurađ V. Crnojević (serb. Ђурађ Црнојевић; Lebensdaten nicht ermittelt), 1515/16 Fürst von Montenegro.

[285] Vladika (serb. владика) ist bei den orthodoxen Slawen der Titel und die Anrede der Bischöfe; ursprüngl. bedeutete das Wort im Altslawischen „Herr, Gebieter“.

[286] Historisch nicht belegt.

[287] Staniša „Stanko“ Crnojević (serb. Станиша „Станко“ Црнојевић; 1457–1528).

[288] Katunska nahija (serb. Катунска нахија).

[289] Siehe hierzu S. 7, Anm. 18.

Anblicks dieser ungeheueren Erscheinung verwischt -nichts von ihrem Eindruck auf die Seelen der Bewohner. Eine Erklärung des steinernen Wunders gibt ihnen ihre scherzende Sage. Sie erzählen: Als Gott über die Erde gegangen sei, um jedem Lande seinen Antheil an Steinen hinzuwerfen, sei der große Sack, darin er sie getragen, hier zerrissen und der ganze Inhalt auf Montenegro herabgefallen. – Der schönste Blick eröffnet sich uns gegen Süden. Dort ragen am Horizont die Blätter und Zacken vom dunkeln Kranz des Albaniergebirgs, aus dessen Mitte der Spiegel des Sees von Skutari heraufglänzt.

Wir klettern an unserer Steinwoge hinab und haben bald eine andere Felswand erstiegen. Da tönt uns entsetzliches Geheul vom nächsten Hügel entgegen. Eine Frauenschaar kauert auf einer bebuschten Felskuppe im Kreise. Es sind Klageweiber, die um einen Gestorbenen öffentlich weinen. Plötzlich schweigen alle und bedecken die übergebeugten Gesichter mit den Händen. Das ist nur eine Pause der Klage. Von Neuem beginnt der Heulende Trauergesang, und seine schauerlichen Töne verfolgen uns in dieser Oede, bis unser Pfad sich um einen Fels windet und wir mit einem Male erstaunt uno erfreut vor dem grünen Thale von Cettinje stehen.

Das Thal, in welchem der Hauptort von Montenegro liegt, ist die größte und grasreichste Hochebene des Landes, die sich halbmondförmig zwischen Felsen und Bergen in nicht bedeutende Breite, aber in eine Länge von anderthalb Meilen ausdehnt. Hier sehen wir die ersten und einzigen Reiter des Hochlandes; sie gehören zur Leibwache des Wladika. Endlich nähern wir uns hochragenderen Gebäuden jenseits einer Gruppe von landüblichen Steinhütten. Wir gelangen zunächst auf einen großen grasbewachsenen Platz, den Markt und Volksversammlungsort. Zur Rechten sehen wir ein längliches, großes, weißgetünchtes Haus hinter weitläufigen Hofmauern mit Eckthürmen. Es ist die Wohnung des Fürsten[290]. Höher und mit der Rückseite an die Bergwand gelehnt breiten sich die Gebäude des Klosters[291] und der Kirche[292] aus, die ebenfalls mit Hof- und Gartenmauern umschlossen sind. Weiland herrschend über dies Alles und nach jedem Kampf geschmückt mit Siegstrophäen und den abgeschnittenen Türkenköpfen steht noch jetzt ein alter Thurm auf der Höhe hinter dem Kloster, aber seines Schmucks und der Hälfte seiner Größe beraubt, aus deren Trümmern man die Klostermauern erbaute. Ueber ihm gipfelt sich der höhere Fels auf. (Vergleiche hier unser Bild).

Die innere Ausstattung dieser Gebäude war ehedem so einfach, wie die äußere, bis auf die Kirche, welche vom griechischen Kultusprunk stets ihr Theil hatte. So lange der Wladika zugleich Bischof des Landes war, bildete die ganze Umgebung des Regenten ein Gemisch von Priester- und Kriegerthum mit seiner Einfachheit und Rauhheit. Gepanzert und gewaffnet durchwandelte und umschwärmte die Leibgarde (die Perianizis[293]) Kloster und Palast, während die Senatoren, die Glieder der edelsten Familien, mit dem Wladika stets unter Einem Dache weilten. Gegenwärtig ist dies, wie wir sehen werden, anders.

Wir stehen hier vor dem Brennpunkte der montenegrinischen Geschichte, die nur mit Blut geschrieben ist, wie mit Blut des Landes Grenzen gezogen sind und im Innern Blutrache Jahrhunderte lang das peinliche Recht vertrat. Leider dürfen wir das Buch dieser Geschichte kaum für einen Blick aufschlagen; es ist zu reich an Helden- und Greuelthaten. als daß wir in diesen Blättern auch nur eine kahle Aufzählung seines Inhalts versuchen möchten. Seine Hauptüberschrift ist: Türkenkriege. In der Geschichte derselben fehlen die Montenegriner auf keiner Seite. Hier müssen wir uns darauf beschränken, die letzten drei Wladiken in raschem Vorübergehen zu betrachten.

---

[290] Die 1838 erbaute sog. Biljarda (serb. Биљарда, „das Billardhaus“), da es dort einen bis dahin in Montenegro unbekannten Billardtisch gab).

[291] Serb. Цетињски манастир, Cetinjski manastir; das der Gottesmutter Maria geweihte Kloster, das in Jahren 1696 bis 1701 an der Stelle errichtet wurde, an der sich der Vorgängerbau aus dem Jahre 1482 bis zu seiner Zerstörung durch die Osmanen im Jahre 1692 befand.

[292] Wohl die aus dem 15. Jhd. stammende Wallachen-Kirche (serb. Влашка Црква, Vlaška Zrkva), die allerdings im Rahmen der ab 1864 vorgenommenen Restaurierungsarbeiten vollständig neu gestaltet wurde.

[293] In dieser Form nur in der zeitgenöss. Literatur verwendet.

Von 1777 bis 1851 herrschten zwei große Männer über das Volk. Peter Petrovich Niegosch[294], 1754 geboren und 1777[295] zum Metropolit geweiht, gewann, trotz der großen Kriege, die er gegen Türken, Oesterreicher und Franzosen, stets mit Rußland im Einklang, führte, seinen größten Sieg gegen den inneren Feind: die Dörfer- und Familienkämpfe in Folge der Blutrache. Unter ihm ward aber auch Montenegro's Unabhängigkeit entschieden durch die furchtbare Niederlage der Türken unter Mahmud Pascha[296] von Albanien im Jahre 1796[297]. Wie er im Innern jeden Widerstand, der vor seinem weltlichen Arm nicht wich, mit dem geistlichen Bannstrahl niederschmetterte, so war er selbst von seinen Feinden bewundert als Held, der gebildetste Mann seines Volks und eine europäische Berühmtheit seiner Zeit. – Der Wladika hatte, seit Einführung der Theokratie in Montenegro, das Recht, seinen Nachfolger aus seiner Familie zu ernennen. Die Wahl fiel natürlich stets auf ein Glied eines Seitenzweigs derselben, weil der Wladika als geweihter Priester ehelos lebte. Als Peter Petrovich am 30. Oktober 1830 starb, hatte er einen Neffen zum Nachfolger gewählt, der sich Peter Petrovich II. Niegosch[298] nannte. Noch ehe er, der Minderjährigkeit entwachsen, 1833 selbst an die Spitze des Volks treten konnte, hatte dieses einen abermaligen, gewaltigen Andrang der Türken, im Jahre 1832[299], zurückgeschlagen. Der junge Wladika, welcher seine Bildung zu Castelnovo, Wien und zu Petersburg[300] erlangt hatte, wo er 1833 die Bischofsweihe und den Annenorden erhielt, wurde ein Pfleger des Friedens und als Dichter eine Zierde der serbischen Literatur. Er war ein würdevoller Mann und trug in seinem schönen Haupt edle Gedanken. Die edelsten umfaßten seine Sorge für die geistige Hebung und sittliche Entwilderung seines Volks. Aber wie schwer auch seine Macht als Oberpriester, höchster Richter, erster Verwaltungsbeamter, Gesetzgeber und Oberfeldherr wog, er betrat einen Dornenpfad, als er die durch Jahrhunderte eingelebten Sitten und rauhen Gewohnheiten seiner Bergvölker antastete. Der Zwiespalt zwischen dem europäisch gebildeten hochstrebenden Geist und feinfühlenden Herzen des Wladiken und der blutigen Rach- und Raubgier seines Volks war zu groß. So sehr auch ihn, der seinen Homer[301] über Alles schätzte und selbst eine Uebertragung desselben in die Form des serbischen Heldenlieds versuchte, Alles erfreute, was in den Sitten und Gewohnheiten der Montenegriner an das Leben der Helden Homers erinnerte, wie der Freiheitssinn, die Liebe zu Waffenschmuck, die Heilighaltung des Gastrechts, die unbefleckbare Treue der Freundschaft und der Waffenbrüderschaft, die eigenthümliche Stellung der Frauen, die Freude am Schlachtentod, ja, auch die Blutrache, so hoch er die Tapferkeit und den Heldengeist seines Volks schätzte, so mußte es doch einen starken Mißklang mit seinem Inneren hervorrufen, wenn seine Helden wie Kinder der Wildniß ihm nach jedem Raub- oder Rachezug gegen die Türken die abgeschnittenen Köpfe derselben triumphjubelnd in's Haus trugen und am Klosterthurm aufhingen. Später schien er eine stille Ausgleichung mit diesem Mißverhältniß darin zu suchen, daß er der Volksdichter der Cernagora im edelsten Sinn des Wortes ward. Die herrlichsten Thaten seines Volks wand dieser Fürst zu einem immergrünen Kranz unsterblichen Heldenruhms in epischen und dramatischen Dichtun-

[294] Petar I. Petrović-Njegoš (serb. Петар I Петровић Његош; † 1830), seit 1784 regierender Fürstbischof von Montenegro.

[295] Petar I. (s. o.) war am 24. Oktober 1784 zum Eparchen geweiht worden.

[296] Kara Mahmud Pascha (osman. قره محمود پاشا, Kara Maḥmūd Pāṣā; † 1796; gefallen), seit 1775 Mütessarif (osman. متصرّف, mutaṣarrıf) des von 1479 bis 1913 bestehenden Sandschaks (osman. سنجاق, sancāḳ, „der Kreis, die Fahne, das Banner, die Standarte"; alban. Sanxhaku, neugriech. σαντζάκι, antzáki; serb. санџак, sandžak) von Shkodra (siehe hierzu S. 47, Anm. 259).

[297] Am 22. Juli 1796, als in der Schlacht von Martinići (serb. Битка код Мартинића, Bitka kod Martinića) stark unterlegene alban. Streitkräfte gegen die Osmanen siegten.

[298] Petar II. Petrović-Njegoš (serb. Петар II Петровић Његош; 1813–1851), seit 1830 regierender Fürstbischof von Montenegro.

[299] 1831/32 im Ringen um Podgorica (serb. Подгорица; von 1946 bis 1992 Titograd; osman. پودغوریچه, Podġorīça), als die Montenegriner vergeblich – und unter großen Opfern – versuchten, den Osmanen die Stadt zu entreißen.

[300] Russ. Санкт-Петербург, Sankt-Peterburg, von 1914 bis 1924 Petrograd (russ. Петроград, „Peterstadt"), von 1924 bis 1991 Leningrad (russ. Ленинград, „Leninstadt").

[301] Homer (griech. Ὅμηρος, Homēros; etwa in der 2. Hälfte des 8. Jhd.s o. in der 1. Hälfte des 7. Jhd.s v. Chr.).

gen. Dadurch und durch sein offenes Auftreten für den Panslavismus[302] gewann er sich allerdings die Achtung des Auslands, das Inland aber ward ihm täglich fremder, weder als Held noch als Priester that er seinem Volke genug, – so lange er lebte. Jetzt, nachdem er am 19. Oktober[303] 1851 gestorben ist, kniet man weinend und betend vor seiner Gruft. Zum Nachfolger ernannte er seinen Neffen Daniel Petrovich Niegosch[304] und bis zu dessen Volljährigkeit zum Stellvertreter seinen Bruder Pero Petrovich Niegosch[305]. Auf den Wunsch des Volks und des Senats wurde mit Daniels Regierungsantritt die Theokratie aufgehoben, natürlich – mit Genehmigung des Kaisers Nikolaus[306]. Fürst Daniel heirathete eine Kaufmannstochter von Triest[307], nachdem er im Juli 1852 den Fürstenstuhl der Cernagora bestiegen hatte. Damit treten wir in die Gegenwart des Landes, das seitdem durch Dreierlei bewegt wird. Das Erste ist die Umwandlung im Haushalt des Wladiken, der aus mönchisch-soldatischer Einfachheit und Wohlfeilheit plötzlich zur anspruchvollen [sic!] Pracht eines fürstlichen Hofes gesteigert wurde. Die bisherige Staatseinnahme, welche mit dem jährlichen Zuschuß von Rußland (47,000 Gulden[308]) sich höchstens auf 75,000 Gulden erhob, genügt nicht mehr. Der Fürst dringt auf Einführung einer Vermögenssteuer: eine Neuerung, welche Unzufriedenheit im Volke selbst erregen mußte. Diese benutzte, zweitens, der gefährlichste Feind Montenegro's seit Jahren, der Pascha von Albanien, Osman[309], ein mohammedanischer Serbe, um einzelne Grenzstämme von Montenegro abtrünnig zu machen. Daraus entsprang ein Grund zu dem Krieg, der noch zu dieser Stunde fortgeführt wird[310]. Der andere Grund ist unser Drittens: Montenegro kann innerhalb seiner bisherigen Grenzen nicht mehr bestehen, es muß die fruchtbaren Ebenen um den See von Skutari und bis an das Meer von Antivari[311] und Dulzigno[312] an sich reißen, um sich nähren, dem Raub entsagen und seine schwarzen Berge zu dem benutzen zu können, wozu sie allein geschaffen sind, zur Sennereiwirthschaft und als Festung in der Noth. Ivans Reich mit der Hauptstadt Zabliak und sich erstreckend vom blauen Meere bis zum grünen Lim, das ist das Ziel, welches die Montenegriner erreichen müssen, wenn sie nicht untergehen sollen. Wün schen wir, daß ein so edles, kerniges, naturreines Volk erhalten, daß es von seinen Schlakken gesäubert und eine fri sche Zierde freier Völker werde! Sein Ivan kann unmöglich so fest schlafen,

[302] Der sog. Panslawismus, eine zu Beginn des 19. Jhd.s entstandene Form des romantischen Nationalismus, der als politische Bewegung die kulturelle und politische Einheit aller slawischen Völker Europas zum Ziel hatte. Im Rahmen dieser Bewegung hatten sich z. B. Bulgaren und Serben ab 1800 immer wieder gegen die osmanische Fremdherrschaft erhoben.

[303] Nach dem julianischen, der 31. Oktober nach dem 1583 reformierten gregorianischen Kalender.

[304] Danilo II. Petrović-Njegoš (serb. Данило II Петровић Његош; 1826–1860; ermordet), seit 1851 regierender Fürstbischof von Montenegro, ab 1852 weltl. Fürst (als Danilo I.) von Montenegro.

[305] Pero Tomov Petrović (serb. Перо Томов Петровић; ca. 1800–1854), ein erbitterter Konkurrent Danilos II. Petrović-Njegoš (s. o.) im Kampf um die Macht in Montenegro.

[306] Nikolaus I. Pawlowitsch (russ. Николай I Павлович; 1796–1855); seit 1825 Kaiser von Rußland und von 1825 bis 1830 letzter gekrönter König von Polen.

[307] Darinka Kvekić (serb. Даринка Квекић; 1838–1892).

[308] Lat. florenus, daher auch Floren oder Florin, Abk. fl.; süddt. Währungseinheit; 1 fl. = 60 Kreuzer = 240 Pfennige; entspricht heute in etwa dem Wert von ca. 8 bis 9 €.

[309] Recte: Omer Pascha (eigentl. Mihajlo Latas; osman. عمر پاشا, ʿÖmer Pāṣā; 1806–1871). Sieh hierzu das von Spiridon Gopčević (1855–1936) verfaßte Werk „Geschichte von Montegnegro und Albanien" (Gotha: F. A. Perthes 1914), S. 427.

[310] Der Krieg hatte 1852 begonnen.

[311] Bar (serb. Бар; alban. Tivari bzw. Tivar; ital. Antivari).

[312] Ulcinj (serb. Улцињ; alban. Ulqin bzw. Ulqini); beide Städte gehören heute zu Montenegro.

als der Deutschen alter Rothbart[313] im Kyffhäuser[314], dessen Raben der Bundestag[315] füttert. Montenegro, an sich allerdings ohne allgemeinen Werth, findet seine Bedeutung durch den südslavischen Drang nach dem Ausbau eines selbstständigen Reichs. Für dieses würde es zum Eckstein werden.

[313] Friedrich I., genannt Barbarossa (ca. 1122–1190), von 1147 bis 1152 als Friedrich III. Herzog von Schwaben, seit 1152 römisch-deutscher König und seit 1155 Kaiser des römisch-deutschen Reiches aus dem Haus der Staufer.

[314] Die Sage berichtet, daß sich Friedrich Barbarossa (s. o.) mit seinem gesamten Hofstaat verzaubert in den Bergen des Kyffhäusers aufhält und dort darauf wartet, zum geeigneten Zeitpunkt herauszutreten, um sein Reich wieder neu zu errichten. Dies kann jedoch erst dann geschehen, wenn die den Berg bewachenden Raben diesen nicht mehr umkreisen, weshalb alle einhundert Jahre ein Zwerg nachsehen muß, ob dies noch der Fall ist.

[315] Der von 1816 bis 1866 zu Frankfurt a. Main in der Großen Eschenheimer Gasse tagende ständige Gesandtenkongreß des „Deutschen Bundes“, der mit der Schlußakte des „Wiener Kongresses“ vom 8. Juni 1815 konstituiert worden war; er galt als Einrichtung zur Verhinderung eines einigen, starken Deutschlands.

CETTIGNE
(MONTENEGRO)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildburgh.

Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 97.

Der Mariusbogen bei Orange.

Orange, die Hauptstadt des Departements Vaucluse im südlichen Frankreich und ehedem des Fürstenthums Orange oder Oranien[316], war Jahrhunderte hindurch eine römische Kolonie, früher Arausio, später Colonia Secundanorum genannt. Aus dieser Römerzeit stammen die Wunderwerke der alten Baukunst, durch welche Land und Stadt berühmt sind. Zu den merkwürdigsten gehört neben einem noch durchaus vollständigen Amphitheater am Fuße des Schloßberges, den Ruinen eines Dianatempels, einer Wasserleitung, mehrer Bäder mit Mosaik- und Statuen-Resten und großartigen Mauertrümmern auch der Gegenstand unseres vortrefflichen Stahlstichs.

Ein Geograph des 17. Jahrhunderts sagt über denselben: „Bey dem Thore, da man aus Lyon zu gehet, ist ein schöner Triumph-Bogen sehr schön zu sehen, darauf man unterschiedliche Schlachten zu Pferd in Stein gehauen findet, welchen man insgemein dem C. Mario und Catulo Lactutio[317] zu Ehren aufgerichtet zu seyn vermeinet etc.“[318] Dieses Triumphthor bildet ein Parallelogramm von je 60 Fuß Höhe und Länge und 40 Fuß Breite, dessen Hauptfronten von drei Bogengängen durchbrochen sind. Es ist ein edler Bau, dessen Anblick den Deutschen mit dem Gefühle stolzer Trauer erfüllt, denn ein Denkmal ist dieser Steinkoloß an den ersten Sturm, mit welchem die Germanen an der übermüthigen Roma rüttelten, daß ihr der „cimbrische Schrecken“[319] in alle Glieder fuhr. Die Schlange ward damals Herr über den Löwen, aber das Zittern vor seinem Todeskampfe verließ sie nicht selbst nach dem Siege.

Die Gegenwart baut den Siegen über Deutschland andere Triumphbogen. Da gibt es Brücken von Jena und Austerlitz[320], Herzöge von Wagram und Istrien[321], ein französisches Elsaß, ein englisches Helgoland, ein dänisches Schleswig[322], ein geschleiftes Rendsburg[323] und so weiter. Auch Rom hat abermals über Deutschland gesiegt. Auf der Spitze seines Triumphbogens ragt das Kreuz St. Peters über die Alpen. – Die Spirallinie des Kulturgangs der Geister muß steigen und sinken, so ist der Lauf der Welt; aber wie viel Glück und Glauben, Blut und Thränen der Völker der nächste Aufgang kosten wird, – wer will's ermessen?

---

[316] Die Stadt war 1544 in den Besitz Nassaus gelangt und Frankreich erst 1713 wieder zugefallen.

[317] Dieser Triumphbogen dürfte zu Ehren von Kaiser Tiberius Iulius Caesar Augustus (eigentl. Tiberius Claudius Nero; 42 v. Chr–37 n. Chr.) errichtet worden sein.

[318] Zitat aus dem von Johann Christoph Beer (1638–1712) und Christoph Riegel (1648–1714) erstellten Werk „Das durch der hohen Alliirten zu Wasser und Land beunruhigte Koenigreich Franckreich welcher gestalt nemlich selbiges in 12 Haupt-Theile oder Provinzien und Gouvernementen eingetheilet wird […]“ (Frankfurt a. Main u. a.: o. Vlg. [1707]), S. 1087.

[319] Die Kimbern, Teutonen und Ambronen waren im 2. vorchristl. Jhd. nach Süden gezogen und hatten den Römern in den Jahren 113 bis 105 v. Chr. empfindliche Niederlagen beigebracht, ehe sie 102/01 v. Chr. vernichtend geschlagen wurden.

[320] In Paris.

[321] Louis-Alexandre Berthier, prince de Neuchâtel et Valangin, prince de Wagram (1753–1815; Selbstmord) und Jean-Baptiste Bessières, duc d'Istrie (1768–1813; gefallen).

[322] Schleswig und Holstein wurden nach dem kurzen Zwischenspiel des Kampfes um die Unabhängigkeit in den Jahren 1848 bis 1850 bis 1864 erneut vom Königreich Dänemark verwaltet.

[323] Das schleswig-holsteinische (s. o.) Rendsburg stand ab 1852 wieder unter dän. Verwaltung. Während dieser Zeit wurden in Rendsburg 1853 das Kronwerker Tor im Nordwesten, 1855 das Schleswiger Tor im Norden und 1856 das Alt-Holsteiner Tor im Osten abgerissen.

Der MARIUS BOGEN
zu Orange a.d.Rhone.

Aus d.Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildburgh.

Eigenthum d. Verlegers.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 105-111.

Die Prairie.

Wenn Du vor der Wiege eines Kindes stehst, das der Zukunft entgegenschlummert oder lächelnd nach Dir die Aermchen ausstreckt, denkst Du da, wenn das frohe Gefühl Dir den Geist gestimmt hat, an Deine Vergangenheit oder an des Kindes Zukunft? Besinne Dich, Du denkst an Beides. Du nimmst zu dem hellen Zukunftsbilde des Kindes die Farben aus Deiner Vergangenheit, und während Du liebend Dich mühst, nur helle, heitere, leuchtende, strahlende auszuwählen, mußt Du an allen dunkelen vorübergehen, die Deinem eigenen Lebensbilde seine Schatten gaben. Es ist nicht anders, die Schatten werden einen Augenblick Dein Herz ganz bedecken und aus ihrem Dunkel werden die Wünsche aufsteigen, die Du mit abwehrender Hand aussprichst.

Warum soll das anders sein vor unserem Bildchen? Wie des Kindes Seele ist diese Flur ein leeres, reines Blatt, das seiner Schrift harrt. Wie das Kind, ohne Vergangenheit, so schlummert oder lächelt das Thal mit seinen Hügeln der Zukunft entgegen; denn die armen Indianer, die sich Wohnungen bauen, kunstloser wie der Bau des Bibers oder das Nest des Storchs, von der Jagd leben, wie das Thier der Wildniß vom Raube, und wie dieses, ihr Grab finden, sie hinterlassen dem Lande keine Erinnerung. Wie das Kind in der Wiege liegt es vor uns, vom Auge der Welt angestrahlt, klar und lockend, sein Schicksal aber steht verborgen hinter dem Wolkenvorhang der Zukunft.

Nur seine nächsten Stunden, die ersten des erwachenden Selbstlebens, lassen sich errathen; sie werden sein wie die von tausend andern Thälern, Wäldern und Prairien der neuen Welt. Der Stundenzeiger eilt. Hörst Du das Räderrasseln und Dampfkeuchen der Kultur des Ostens? Näher und näher scharrt es und gräbt es, der Beilschlag dröhnt und die Sense klirrt, Baum um Baum weicht vor den mächtigeren Halmen des Getreides, lauter als der Urwald rauscht schon das Papier der Zeitungen, und das verführerische Klingen geprägten Metalls dringt bis zum Strome, dem letzten Wallgraben des Landes drüben, das noch im Schlummer der Unschuld ruht. Und weiter eilt der Stundenzeiger. Die Wogen des Stroms beugen sich unter dem Ruderschlage der weißen Männer, vor den Kugeln des blitzenden Feuerrohrs entsinken Bogen und Pfeil, es entflieht die arme Rothhaut, und an das Ufer der unverritzten Flur springt jauchzend der Pionier ihrer Zukunft.

Es ist in Nordamerika die Zeit nicht mehr, wo das Vordringen des kühnen Einzelnen nur eine vereinzelte That war, an die sich keine Folgen zu knüpfen brauchten. Der Mann, der zuerst und allein am jenseitigen Stromufer landet, zieht jetzt an unsichtbarer Kette den langen, aber raschen Zug der Kultur nach sich. Mit seinem ersten Schritt in das neue Land ist dieses in ununterbrochene Verbindung getreten mit allen Stationen des Fortschritts, allen Stufen der körperlichen, allen Zweigen der geistigen Arbeit im neuen, wie im alten Ostlande: geöffnet ist sein Schooß für die Geschenke aus dem Füllhorn des Glücks, wie für den ganzen Inhalt der Büchse der Pandora[324].

Was wird dir beschieden sein, schönes Thal? Wenn ich die Farben suche zu deinem Zukunftsbilde, muß ich vorübergehen an der Schicksalsgallerie unserer alten Welt. Durch wie viel Dunkel, an welchen Schatten vorüber wandelt da der Blick, der für die Ebenen zwischen diesen Hügeln das Musterbild einer Wohnstätte sucht, wo die Menschenliebe allein waltete, jedes einzelne Glück ein Gemein-

[324] Auf Weisung des Zeus (griech. Ζεύς, Zeus) hatte Hephaistos (griech. Ἥφαιστος, Hḗphaistos) als Strafe für die die zugunsten der Menschen vorgenommenen Diebstahls des Feuers durch Prometheus (griech. Προμηθεύς, Promētheús, „der Vorausdenkende") aus Lehm Pandora (griech. Πανδώρα, Pandṓra, „die Allgeberin") geschaffen. Diese heiratete Prometheus' Bruder Epimetheus (griech. Ἐπιμηθεύς, Epimētheús, „der danach Denkende"), und Zeus wies Pandora an, den Menschen diese Büchse zu schenken und ihnen gleichzeitig mitzuteilen, daß sie unter keinen Umständen geöffnet werden dürfe. Doch sogleich nach der Hochzeit öffnete Pandora die Büchse, worauf-hin alle in ihr enthaltenden Laster und Untugenden entwichen, und das Schlechten in der Welt Eingang fand.

gut Aller, jedes einzelne Unglück ein allgemeines Leid, seine Abwehr eine gemeinsame That war: kurz, wo das ächte Menschenglück auf Erden gewohnt hätte! Nicht einmal drei Häuser finden wir beisammen stehen, im ganzen Umfang unserer dreitausendjährigen europäischen Geschichte, die den Ruhm einer solchen musterhaften Gemeinschaft sich erworben hätten. Ueberall tritt uns der Urfeind des Menschenglücks entgegen, nicht der Teufel, den der evangelische Christ seit drei Jahrhunderten überwunden glaubte und der heut zu Tage als wiedererstanden von den Kanzeln gelehrt wird, sondern der nur in seinen Thaten sichtbare Verderber alles Reinen, Hohen und Edelen: die Selbstsucht, Mit der Medusenfratze, vor der das warme Herzblut zu Eis erstarrt und deren Schlangenlocken uns die Lebensluft vergiften. Oder wollen wir das Glück des Thals von den Hügeln herabsteigen sehen? Was zeigen uns unsere Berge und was lehrt uns die Geschichte ihrer Pracht und ihrer Trümmer? Wir finden auf den Höhen der Länder, die auf ihre Vergangenheit und ihre gegenwärtige Macht und Bildung am stolzesten sind, hunderte von Ruinen, grauen, versinkenden Adelsburgen, Bergvesten, alte Herrschersitze im aufgeputzten Schmuck modernen Ritterthums, Klöster und Wallfahrtskirchen.

Wahre dich, Land der Zukunft, vor dem Glück, das von den Burgen zu dem Volk im Thale kam! Begehre nicht nach der Romantik der Burgfräulein; sie schützten die Bauernbraut im Dorfe nicht gegen das Recht der Gewaltthätigkeit und Entehrung. Schwärme nicht für das ritterliche Turnier, Bankett und Jagdvergnügen; sie hatten für das Volk nur Leid und Last, der Rüde war höher geschätzt und gehalten, als der Bauer der Treibjagd. Zum Leibeigenen ward der Mann erniedrigt, der vorher frei auf seinem freien Eigenthum saß, wie jeder Edle im Lande. Erst hat ihn das Faustrecht, das auf den Burgen blühte, wehrlos gemacht, dann kam das römische Recht über ihn und machte ihn rechtsunmündig; in dem waffen- und rechtlosen Volk erstarb jedes Bewußtsein der Freiheit und Ehre und es ist noch sehr geschmeichelt, wenn ein Geschichtschreiber von dem Zustand desselben vor dem Bauernkriege sagt: das deutsche Volk glich dem Odysseus der Griechensage, der in Lumpen vor der Schwelle des eigenen Palastes sitzt und von den unverschämten Freiern mit zugeworfenen Knochen und Schlägen traktirt wird. Man spreche nicht: die Zeiten sind vorbei, und anders steht der Bauer in der Gegenwart! Die Zeiten sind vorbei, ihre beklagenswerthesten Nachwirkungen nicht. Ist, trotz steigender Bildung und festeren Wohlstandes, im Bauern das Unterwürftgkeitsgefühl, die Erbschaft jener traurigen Jahrhunderte, ausgetilgt? Fühlt er sich vor dem Adeligen als gleich freier Mann im Lande? oder was ist's, das ihm den Hut und den steifen Rücken tiefer hinabdrückt vor einem „gnädigen Herrn" als vor dem geachtetsten Bürgerlichen? – Der Himmel bewahre dich, junges Land, vor den Burgen und ihren Trümmern auf den Hügeln und im Charakter des Volks. Brauchst du Vesten auf deinen Bergen, so baue sie zum Schutz deiner Bürgerwohlfahrt, aber halte sie, fern von dem schmachvollen Dienste, zu welchem die alte Welt einst die ihrigen zwang. Damals trat das Recht mit dem weltlichen Regiment und der geistlichen Macht in einen vertrauten Bund. Die Weltlichkeit sprach: mir gehört die Erde mit allen ihren Gütern, die Völker, als das einträglichste Gut, eingeschlossen. Steht mir bei in der Erhaltung meines Besitzes, es soll euer Schaden nicht sein. Da sprach die Geistlichkeit: mir gehört der Himmel und das Gewissen der Nationen, eine ausgiebige Erwerbsquelle; sichert mir deren Besitz, du, Weltlichkeit, durch deine Gewalt, und du, Recht, durch deinen Spruch, so bin ich euch allerort zum Gegendienste willig. Und das Recht sprach: mein ist die Macht über Leben, Ehre und Eigenthum des Volks, versagt meinem Ausspruch niemals euer Schwert und euer Kreuz, so werdet ihr wohlfahren und ich auch. So gaben sie sich das Wort und hielten es. Da füllten sich die Gewölbe der Bergvesten mit Unglücklichen, welche neuerfundene Verbrechen begangen hatten, mit Majestätsverbrechern, Ketzern, Zauberern und Hexen. Du kannst noch in jenen Mauern Tausende von verrosteten Arm- und Halsringen an langen Eisenketten finden, mit denen jetzt muthwillige Knaben ihr Spiel treiben. Auch die Zeit ist vorüber, aber der zitternde Bauer vor Seiner Gestrengen, dem Herrn Landrichter, der ehrliche Mann, der dennoch zagenden Schrittes zur Amtsstätte geht, der ängstliche Bürger, der vor Allem, was Gericht und Recht heißt, zurückscheut und lieber Unrecht duldet, als männlich sein Recht sucht, der, ist aus jener Zeit übrig geblieben und lebt noch. Das merke dir, schönes Land, du, in der Wiege!

Wo ist der Mensch, welcher uns zu sagen wagt: ob und wann dereinst Dynasten ihre Herrschersitze auf den Bergen Amerika's gründen? Die Antwort gehört den kommenden Jahrhunderten. Steht es aber in deiner Hand, Volk der Zukunft, so baue dein Glück im Thale und erwarte es nicht mit der Demnth und Unbeholfenbeit des Unmündigen von den Höhen. Es gibt manches große, schöne Land der alten

Welt, da haben es die stattlichen Schlösser verschuldet, daß in jeder Fahr und Noth vor ihnen das Volk mit erhobenen Händen hülflos und hülfeflehend steht, und ein Land gibt es, wo diese erhobenen Hände sich zu Fäusten ballten und das Schloß zertrümmerten und gegenseitig sich zerfleischten, bis ein Löwe Herr über die Tiger wurde. Gott bewahre dich, junges Land, vor solchen Schlössern und Solchen, die sie brechen.

Viel Herrliches ist schon gegründet worden von edlen Menschen, denen die Liebe die Hand zum Werke führte, und von allen Werken, die den Menschen ehren, hatten Kirchen und Klöster oft den würdigsten Ursprung und die höchste Bestimmung. Als noch Millionen in Nacht wandelten und nur Wenige ihnen das Licht vorhielten, war es eine gute That, eine neue Stätte für das Licht zu bauen. Sie waren eine Wohlthat für Glauben und Wissenschaft, so lange der Priester das blinde Volk mit treuer Hand zu seinem Himmel führte, und der fleißige Mönch die spärlichen Quellen der alten Weisheit bewahrte und mit mühsam malender Feder vervielfältigte. Als aber ein neuer Tag erwachte und das Licht des Herrn bis zu den Augen des Volkes vorzudringen drohte, da ersah sich der böse Feind eine offene Thür, die Selbstsucht fand einen freien Eingang auch in die heiligen Hallen. Von da an herrschte ein Priesterthum, welches vor Allem nach den irdischen Gütern des Volks verlangte und dem verarmenden und in Knechtschaft versinkenden Volke als Entschädigung alles Verlorenen nichts bot, als glanz- und prachtüberladene Kirchen und Hochaltäre, Reliquien und Wundergeschichten, Wachskerzen und Weihrauch, Prozessionen und Mönchsregeln, Marienbilder und Schutzpatrone! Aufgeboten wurden alle Verheißungen des Himmels und alle Drohungen der Hölle, um mit den ungemessensten Reichthümern eine Kirche auszustatten, welche sich um nichts weniger bekümmerte, als um die wahren, innersten und heiligsten Bedürfnisse eines rathlosen, verlassenen Volks. – Auch das ist um Vieles besser geworden. Ja, aber nicht überall. Sahst Du noch nirgends von Geistesblödheit niedergedrückte Gesichter, in alberner Nachahmung der Heiligenbilder schein heilig gesenkte Köpfe, von Argwohn und Haß gegen Andersgläubige verzerrte Physiognomien und Haushalte und Wirthschaften, deren erster Anblick mehr auf Feiern als auf Arbeiten schließen ließ? Das sind Zeugen jener Zeit, jenes Priesterthums der Selbstsucht, das den Geist des Glaubens in Fesseln schlagen wollte. Den Geist zu fesseln, das gelang ihm nicht, aber den Glauben hat es zum Krüppel geschlagen. Es ist nicht lange her, da weckte mich an einem schönen Morgen ein leiernder vielstimmiger Chorgesang, der auf der Landstraße im Thale erscholl. Es waren sogenannte Wallleute, Wallfahrer, die das preußische Eichsfeld nach irgend einem „Gnadenorte“ Süddeutschlands ausgesandt hatte. Meist junge, arbeitskräftige Leute beiderlei Geschlechts, die Bursche mit Lebens mitteln in schmutzigen Bündeln, viele der Weibsbilder mit Kindern auf dem Rücken, alle in ekelhaften Lumpen und Fetzen, noch ekelerregender in den Gesichtern der Ausdruck ausgestandener Strapazen und niedriger Lüste, so zog die Schaar dahin, die Faulheit, die Dummheit und die Sittenlosigkeit hinter dem schon tausendfach geschändeten Kreuze des Erlösers. Unsere fleißigen Arbeiter in den Gärten und auf den Feldern, auf der Landstraße und auf der Eisenbahn sahen halb mitleidig, halb zornig dem Schwarme nach, und selbst der Aermste unter ihnen schüttelte den Kopf über die entsetzliche Erniedrigung jeder Menschenwürde, die in solch einer Verehrung des Ewigen liegt. – Laß diese Lehre der alten Welt dich mahnen, du reine Au der Prairie, baue jedem Glauben seine Gotteshäuser, mögen sie tausend Berge zieren, nur wahre unwandelbar den Rath: was du bauest, bau’s zu deiner Kinder Glück und Ehre. Möge Gott es verhüten, daß auf deinen sieben Hügeln ein Rom der neuen Welt erstehe! Die alte hat am alten schwer genug gebüßt. Jetzt liegt es da wie ein ungeheueres Verbrechergrab, zu Füßen das blutige Schwert des Eroberers, zu Häupten ein dreigekröntes Kreuz. Die Krone drückt schwer auf dem Kreuz; doch prangt noch an dem dürren Holz, versöhnend mit der Vergangenheit, die darunter begraben liegt, eine einzige Blume, die herrlichste der Welt: die christliche Kunst.

Wohin ein solches Bild, wohin ein lächelndes Kind verführen kann! Wenn all’ diese Wünsche sich erfüllten, wenn dieses Fleckchen Erde verschont bliebe von Allem, was die Geschichte beklagt, und eine Heimstätte würde für das wahre Glück, wie würden die Menschen es nennen? Ein Bild der Lächerlichkeit würde vor ihnen stehen: die Hauptstadt von Utopien, des Schlaraffenlandes Residenz! –

Lassen wir die Welt, die’s nicht besser haben will, und wandern wir weiter durch das Thal der Prairie, das unsere Phantasie belebte.

DCCCLXXXIX
DRAWE AFTER NATURE
PRAIRIE am ARKANSAS
Aus d.Kunstanst d.Bibl.Instit.in Hildburhs.
Eigenthum d.Verleger.

Der Charakter der Prairie-Landschaft des nordamerikanischen Westlandes ist ein verschiedenartiger. Auf unseren beiden, von zuverlässiger Künstlerhand an Ort und Stelle aufgenommenen Bildchen ist derselbe treffend dargestellt. Das der Wabasha[325], eines Landstrichs und sagenreichen indianischen Jagdgrunds zwischen dem St. Croix und oberen Mississippi, bezeichnet die sogenannte, „rollende“ Prairie. wie sie einen großen Theil von Michigan, Minnesota, Iowa und Wisconsin ausmacht. Es ist welliges und zuweilen hügeliges Land, von humusreichem fruchtbarem Boden, von zahlreichen üppigen Laubholz-Gruppen unterbrochen und von Rinnsalen und Strömen durchfurcht. Meist ist es für Kultur und Ansiedelung trefflich geeignetes gesundes Land und hier sind die sogenannten Prairie-Farms eigentlich zu Hause. Weiter im Westen, jenseits der Staaten-Grenzen, in den bis nach den Felsengebirgen sich erstreckenden Gebieten, dehnt sich die „ebene“ Prairie aus, diese Graswüste, nur mit dem Meer vergleichbar, so unermeßlich weit und eintönig, wie dieses. Unser Bild aus dem oberen Arkansas ist so treu, daß es nur wenig schildernder Zuthat bedarf.

Wagerecht dehnt sich die grüne Fläche, von keinem Baum, keinem Strauch unterbrochen, in die Ferne aus, bis der Horizont sie verschlingt. Der einsame Reisende empfindet hier den Seelendruck äußerster Verlassenheit. Nichts erschaut er rings umher, als den blauen Luftraum über, die weite Ebene vor sich. Meile um Meile legt er zurück. Stunde um Stunde verschwindet, immer umgibt ihn dieselbe feierliche Eintönigkeit, wenn nicht ein glücklicher Zufall ihn zu einer Heerde führt, die ruhig weidet auf ihrem erblichen Eigenthum. Endlich erscheint es am Saume des Horizonts wie eine schwache Wolke; sie steigt höher und höher, und nun zeigt sie sich deutlich als der Wald- und Hügelsaum, der die Prairie begrenzt.

Eintönig freilich, aber doch ist’s ein poetischer Ton, den diese unabsehbaren Ebenen athmen, poetisch wie das Wogen und Rauschen der See. Im Sommer, wenn Millionen Sonnenblumen ihre freundlichen Kelche öffnen und ihre Häupter vor jedem Lüftchen beugen und die Luft leise erzittert von den Myriaden schwirrender und summender Bienen und Mücken, die sich in dieses Blumenmeer tauchen, da ist die Prairie ein Bild des tiefsten Friedens, über dem die Sonne allmorgentlich in strahlender Helle sich erhebt, unverändert die dunstfreie Atmosphäre durchzieht und mit gleicher voller Tagespracht unter den Horizont sinkt. Die helle Sternen-Nacht, so klar wie bei uns im härtesten Winterfrost, folgt ihr auf dem Fuß. Ist auch die Prairie der Tummelplatz unzählicher Büffelheerden und das Jagdrevier des hungrigen Prairie-Wolfs, der hie und da einen weidenden Trupp schnellfüßiger Antilopen verfolgt, steigt auch bisweilen ein Schwarm wilder Tauben in die Höhe, die im Herbst in die Körner tragenden Sonnenblumenfelder einfallen, in dichten, die Sonne verdunkelnden Wolken, oder sieht man eine berittene Rothhaut, scheu wie einen Raubvogel über die Ebene jagen, oder eine lange tausendfaltige Wagenreihe eines Emigrantenzugs, bandwurmartig eine schmale Furche durch die dichten Halme ziehen, so verlieren sich diese Lebens-Staffagen doch gänzlich in dem unermeßlichen Rahmen des Landschaftsbildes, und so selten überraschen dergleichen auffallende Erscheinungen den ebenso seltenen Jäger oder Reisenden, wie auf hoher See ein begegnen des Schiff.

Nur im Spätherbst, wenn die Blüthenpracht verblichen und das hohe Gras verdorrt ist, verändert sich auf kurze Zeit die Scenerie. Wie sich auf dem Ocean, dem spiegelglatten, der Sturm ankündigt, der mit den entfesselten Flammen des Himmels über die Fluth raset, die schlafenden Wellen zu Atomen peitscht, Schiffe bricht wie Kartenhäuser und Masten knickt wie Strohhalme, so steigen an Abenden versengend heißer Herbsttage oft hie und da, in meilenweiten Entfernungen von einander, leichte Rauchwölkchen aus der Prairie auf; der Unkundige würde sie für Rauch aus einer Blockhaus-Esse halten. Aber zusehends wird’s höher und breiter, wie ein aufsteigendes Wetter, ein Wind erhebt sich, Funkengarben vor sich her jagend, und im Nu tobt wild die Flamme über die Prairie. Die aufwirbelnden Rauchsäulen verhüllen die Sonne vor ihrem Scheiden und die heranstürmende Feuersbrunst erhellt gräßlich die bereinbrechende Nacht. Die Thierheerden flüchten, vom Instinkte der Selbsterhaltung getrieben, zu den entfernten Waldrändern, und erst unter dem Laubdach der Bäume bleiben sie athemlos stehen und starren zitternd in das entsetzliche Schauspiel. Zerstreut in der Nähe der Waldungen liegen die rohen Blockhütten der Pioniere, gegen welche die verzehrende Gluth sich grimmig heranwälzt. Da gilt’s, daß Jeder-

[325] Benannt nach dem Häuptlingsnamen Wapi-sha (Dakota wáȟpe šá, rotes Blatt), den mehrere Häuptlinge der dort siedelnden Dakota-Indianer trugen.

mann, wer nur einen Feuerbrand zu tragen vermag, zur Stelle und an seinen Platz eilt, das ist an die Furchen, durch welche vorsichtigerweise die Ansiedelungen gegen die Prairieseite geschützt sind. Ueberall, wo ein Haus oder ein Feld dem drohenden Feuerlauf im Wege liegt, begegnet man ihm mit einer Kette von sogenannten „*back fires*“ (Rückenfeuern). Rasch ergreifen diese das dürre Gras, breiten sich aus und rennen vorwärts, bis ihre Flamme mit der feindlichen in eine Lohe zusammenschlägt; die leere Brandstätte setzt diesem seltsamen Kampf ein Ziel. Befindet sich in solchem Augenblick der Farmer fern von seiner Ansiedelung, oder hat er versäumt, während der Sommerzeit die nöthige Schutzfurche um seine Felder zu ziehen, so wird nicht nur seine Fence[326], sondern oft auch Wohnung und Weizenschober ein Raub der Flammen. Auch Menschenleben gehen unter in diesem Feuerstrom, wenn er Unerfahrene überrascht und der Schreck ihnen die Glieder lähmt.

Am ödesten und traurigsten sieht die Prairie im Winter aus. Das Feuer, das über sie hingegangen ist, hat alles Lebenkündende von ihr genommen und nur die schwarzen Spuren des Todes zurückgelassen. Nur der Wind fährt noch über die Ebene, aber er findet nichts zu bewegen, weder Baum noch Strauch bewahrte ihm ein Blatt, das von seinem Hauche zittern könnte. Selbst die härteste Natur kann sich vor diesem Bilde des Gefühls der Wehmuth nicht erwehren, wenn ein Vergleich mit dem blühenden Frühling und Sommer diesem Gefühl zu Hülfe kommt.

Das ist die Prairie des nordamerikanischen Westens, wie sie das weite Gebiet des Missouri und Mississippi von den Abhängen der Felsengebirge und Gestade des stillen Oceans scheidet, selbst ein Ocean, welcher der Kultur eine feste Grenze setzt und nur durchschifft wird von seltenen Ueberlandtransporten nach Kalifornien und Oregon oder von dem ebenso seltenen kühnen Jäger, oder dem feindlichen Indianer, dem heimischen Piraten dieser See, an den friedlichen Emigrantenzügen Beute suchend. Anders ist die Prairie von Texas und anders die Pampa Südamerika’s. Unser Künstler wird auch diese uns noch vor die Augen führen.

[326] Engl., der Zaun, das Gatter; auch Bezeichnung für einen landwirtschaftl. Betrieb.

DRAWN AFTER NATURE

WA-BA-SHA PRAIRIE

AM MISSISSIPPI.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Institt. in Hildburghausen.

Eigenthum d. Verlegers

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 113f.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Vierzehnter Band. Dritte Folge, vierter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 144 S. 8°. S. 58f.

Casas Grandes[327] in Mexiko.

Der zerlumpte Römer im Colosseum, der schmutzige Mönch vor dem Vesta-Tempel, der verwahrloste Neugrieche auf der Akropolis, der faule Türke auf Phöniziens[328] Schutthaufen, der räuberische Araber unter Karthagos[329] Säulenresten, der spanische Bettler in der Alhambra, oder gar der deutsche Bauer in den Ruinen seiner Ritterburgen und Klöster, – gleicht irgend Etwas, von all' diesem Leben der Gegenwart auf den Trümmern der Vergangenheit unserem Bilde aus der neuen Welt? Nicht bloß Meere und Jahrhunderte trennen und unterscheiden Alterthum von Alterthum. Wie des Säulencactus riesige Candelaberform zwischen diesen Ruinen dem Auge der alten Welt neu und nur diesem Boden eigenthümlich erscheint, ebenso eigenthümlich war das Kulturleben, von dem diese Mauerreste zeugen. Wer den asiatischen Buddhaismus, die afrikanischen Pyramiden mit ihren Mumien, die Fußtapfen der Nachkommen des Pelagus[330] in den ältesten Bautrümmern Amerika's wieder finden will, der wird endlich auch im Kaiman nur einen entarteten Nachkommen des Krokodils erkennen und den Indianer nur als kupferroth gewordenen Enkel des paradiesischen Adams und seiner Weißen Eva begrüßen dürfen.

Die Casas Grandes (große Häuser) oder Casas Blancas de Montezuma (weiße Häuser des Montezuma[331]) kommen am häufigsten vor um den Rio Gila, namentlich vom Einfluß des Rio Salimas[332] an, bis nach Santa Fé hinauf und bis in die Gegend von Chihuahua. Sie sind sämmtlich aus Adobes (Luft- oder Schlammziegeln) gebaut, folglich aus einem Material, das dem Einfluß der Witterung nicht viele Jahrhunderte widerstehen kann. Von Steingebäuden ist bis jetzt im Bereiche der Casas Grandes noch keine Spur entdeckt worden. Deshalb stehen sie ohne Zusammenhang mit den Azteken, deren Baureste wir im Artikel Pueblo de Zunni (Bd. XVII, S. 54) geschildert haben, und der Beisatz „des Montezuma" ist von den Epigonen der kultivirteren Erbauer dieser Casas den Spaniern nur nachgesprochen. Diese Epigonen haben wir vor uns. Sie kennen die Wohnungen ihrer Vorfahren nicht mehr, sie kauern auf dem Boden, wo ihrer Väter Haus und Feld war, sie lehnen an einer Mauer, die von Rechtswegen ihr erbliches Eigenthum ist, aber vergeblich ragen die ältesten Candelaber des „Saguarro" (wie der Säulencactus in der Sprache des Landes heißt) von Väterzeiten her zwischen den Trümmern empor, – die armen Indianer sind historisch blind, und ehe sie sehend werden, ist die letzte Spur ihrer alten Heimathstätten vom öden Grunde weggewaschen.

---

[327] Eine bedeutende präkolumbianische Siedlung bei Chihuahua.

[328] Phöniz. XƆ, Pūt; griech. Φοινίκη, Phoiníkē; eine Seefahrer- und Handelsnation, die ursprüngl. im östl. Mittelmeer (in etwa im Bereich des heutigen Libanons) angesiedelt war, sich jedoch über ihre Tochterstadt Karthago (s. u.) auch erfolgreich den südl. und westl. Mittelmeerraum (Iberien) erschloß.

[329] Siehe hierzu S. 11, Anm. 24.

[330] Pelagos (griech. Πέλαγος, Pélagos, „das Meer").

[331] Moctezuma II. (eigentl. Motēcuhzōma Xōcoyōtzin; ca. 1465–1520), seit 1502 Herrscher über das Reich der Azteken (von Nahuatl aztecatl, dt. etwa „jemand, der aus Aztlán kommt").

[332] Der Río Chixoy, im Oberlauf auch Río Negro und im Unterlauf Río Salinas genannt.

CASAS GRANDES
(Mexico)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn.

Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 125-129.

Padua[333].

Gösse das Weltmeer auch die unendliche Fülle der Fluth aus,
Tränke Germaniens Schaar alle Gewässer des Rheins:
Nie doch bebten, so lang' die gewaltige Rechte des Kaisers
Ohne zu wanken, die Welt lenket, die Besten von Rom!
Also stehen die Eichen des Zeus auf den mächtigen Wurzeln;
Nur das vertrocknete Laub stören die Winde herab.[334]

So besang um Christi Geburt der griechische Dichter Krinagoras[335] „das römische Kaiserreich." Nicht fünf hundert Jahre zählte die neue Aera, da war die Eiche des Zeus zersplittert und verfault, und aus dem vertrockneten Laub, das die Winde einst herabgestört hatten, war fruchtbare Erde geworden für neues – Strauchwerk, für das Wäldchen verkrüppelten Gebüsches, welches die rastlos hinein rasenden Stürme von außen und der Wurm, der in Mark und Rinden bohrt, nimmer zum aufstrebenden Gedeihen kommen lassen. Denn das ist, seit den Tagen Theodorichs[336] des Gothen, der über ein großes einiges Italien das letzte Scepter streckte, das politische Bild vom Mutterlande des zertrümmerten römischen Weltreichs.

Dennoch ist es keinem Denkenden gegeben, geringschätzig auf diese Trümmer hinzusehen. So hoch ragt für Ewigkeit selbst diese gefallene Größe, daß sie den Menschen, der sie ganz zu begreifen trachtet, erhebt. Wie in den ehemaligen Provinzen des Römerreichs, welche längst zu selbstständigen Staaten emporwuchsen, deren Machtfülle dem alten Rom nicht mehr weichen würde, jede Spur, jedes Denkmal, jeder Bau der Nothwendigkeit oder der Kunst von Römerhand als ein die ganze Gegend ehrender und sorgsam bewahrter und gepflegter Schmuck gilt, so ist Italien selbst für die Gebildeten aller Kulturvölker der alten Welt das Land der Sehnsucht geworden, und ist es geblieben trotz des politischen Verfalls und der Fäulniß, die das Leben des Volks zerfrißt. Diese Sehnsucht wird nicht erst geweckt durch die lockenden Bilder vom herrlichen Himmel und der wunderschönen Erde jenseits der Alpen und nicht bloß genährt durch des Landes unermeßliche Schätze in jeder Kunstrichtung: beides ist geschehen schon in der jungen Brust durch das Studium der großen Geschichte der Vergangenheit, deren Namen uns mit unverwelklichem Ruhmeskranze fort und fort vor den Augen glänzen.

Diese Namen stehen in zwei Reihen vor uns. Die untere zeigt uns die vom Bürgerthum, vom Heldenthum, durch die Wissenschaft oder die Kunst des klassischen Roms verherrlichten, die obere diejenigen, welche das christliche Italien des Mittelalters als Träger seiner Ehren preist. Mit diesen beiden Reihen stand Rom zwei Male an der Spitze der Menschheit! Zwei Male war kein Punkt der gebildeten Erde unbeherrscht von dem Einflusse seines Geistes, und beide Male war es Rom, das die Brücke für den Wanderzug höherer Gesittung bildete, der vom Orient und von Griechenland mit römischer Färbung und Kräftigung zu den Nationen des Westens und des Nordens vordrang. Von beiden Glanzepochen strahlt die des Römerreichs ungeschwächt für alle Zeiten und für Aller Augen; selbst des todten Volkes Sprache beherrscht noch das Leben unserer Gelehrten-Schulen und der gesammten Wissenschaften. Dagegen bat die tiefe Verkommenheit, in welcher das Staats- und das Volksleben im größ-

[333] Lat. Patavinus, ital. Padova.

[334] Wohl zitiert nach Karl Friedrich Borbergs (1800–1850) Ausgabe „Die Dichter des hellenischen Alterthums in einer organischen Auswahl aus ihren Meisterwerken […]" (Stuttgart: K. Göpel 1842), 2. Bd., S. 969.

[335] Krinagoras von Mytilene (griech. Κριναγόρας ὁ Μυτιληναῖος, Krinagóras ho Mytilēnaios; 70–18 v. Chr.).

[336] Theoderich der Große (Flavius Theodericus Rex; 451/56–526), rex der Ostgoten aus dem Geschlecht der Amaler.

ten Theile von Italien seit zwei Jahrhunderten darniederliegt, es verschuldet, daß die zweite Blüthenzeit Roms durch den italienischen Geist nur in einzelnen Richtungen wissenschaftlich gepflegt und öffentlich anerkannt wurde, aber das Gesammtbild des großartigen Einflusses Italiens auf das europäische Kulturstreben von der Mitte des 12. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts mehr und mehr verblaßte. Es dürfte wohl ein rechter Mann es möglichst bald für eine Pflicht halten, die Farben dieses Bildes zu erfrischen. Es drückt kein Undank schwerer, als der gegen die Verdienste einer Nation um die Fortschritte der Menschheit. Hier, in diesem Buche, ist für die Darlegung eines so breiten Gebiets kein Raum: nur einen raschen Blick darüber hin dürfen wir uns gestatten.

War es auch eine germanische Hand, die nach den Stürmen und Verheerungen der Völkerwanderung in Italien wieder die ersten Schulen gründete, so war der Boden auch unvergleichlich fruchtbarer, als in allen anderen Theilen des damaligen Frankenreichs; die Schulen Karls des Großen[337] zu Bologna, Pavia etc. entwickelten sich zu den ersten Pflanzstätten der gesammten Wissenschaft ihrer Zeit. Schon um 1150 war Bologna die berühmteste Rechts-, Salerno die beste Arzneischule der Welt. Vom Ende des 12. Jahrhunderts an regt sich im romanischen wie im germanischen Europa der Drang nach Aneinanderschließung des Zusammengehörigen, des durch gleiche Ziele und Interessen Verwandten. Ritter, Gelehrte, Kaufleute. Gewerke, Künstler und Geistliche schließen Bünde, Genossenschaften, Gesammtheiten (*Universitates*). Gesellschaften, Zünfte, Kongregationen u.s.w. Italien griff rasch nach diesem neuen Förderungsmittel jeden Fortschritts in Gesittung, Bildung, Macht, Reichthum und Freiheit. Während in Deutschland die Minnesänger in den Burgen und Schlössern und die Klostergeistlichen in ihren heiligen Mauern die einzigen Vertreter von Kunst und Wissenschaft waren, entfalteten diese in Italien ihre höchste Blüthe. Die Schiffe von Venedig und Genua durchfurchten die Meere und trugen einen Marco Polo[338] zu seinen Forschungen. Dante[339], Petrarca[340], Boccaccio[341] wurden der Stolz und das Entzücken des ganzen Volks, die Italiener treten als die sinnigsten Erfinder und die kühnsten Entdecker auf. Gioja[342] erfindet um 1300 den Kompaß, die Musik wird durch neue Instrumente bereichert, die Kirchenmusik begründet, zu einer italienischen Malerschule die Bahn gebrochen. Auch die Spielkarten erfindet der Italiener, stellt 1325 zu Venedig den ersten Wechsel aus und baut 1340 die erste Papiermühle. Der Besitz einer Universität oder einer Akademie wird Ehrensache jedes Hofs und jeder freien Stadt. Die in Deutschland erfundene Buchdruckerkunst verdankt Italien die erste großartige Entwickelung und Anwendung. Subiaco, Rom, Venedig und Mailand gründen die ersten italienischen Druckereien, die sich von da bis zum Schluß des 15. Jahrhunderts noch über 40 Städte Italiens ausbreiten. Während dieses ganzen Jahrhunderts ist Florenz die Ehrenstätte des italienischen Geistes durch die Medici. Dort entstehen 1432 die Universität, in Folge der Einwanderung zahlreicher griechischer Gelehrten nach dem Untergang des Byzantinischen Reichs 1464 die griechische Schule und die Platonische Akademie, und 1468 errichtet Lorenzo von Medici[343] die Kunstakademie. Leonardo da Vinci[344] erfindet die Perspektive, Macchiavelli[345] schreibt seine florentinischen Geschichten. Venedig und Genua theilen sich mit der deutschen Hansa in den Welthandel. Italien ist durch Schifffahrt, Handel und Papstthum das reichste Land der Welt geworden, und aus seinem Reichthum sproßt nun seine letzte herrliche Blüthenkrone, die Kunst. Es stürmt förmlich von da an dem Gipfel seines Ruhms und Glücks entgegen, um jenseits den steilsten Abgrund desto tiefer hinab zu stürzen. Zu ein und derselben Zeit rüsteten die Racheengel die Werkzeuge der Strafe für die Zwietracht Italiens im Innern und für die Verbrechen Roms an der Christenheit. Denn während die Genuesen Christoph

[337] Karl der Große (747 o. 748–814), seit 768 bis 814 König des Fränkischen Reichs, ab 800 Kaiser.

[338] Marco Polo (ca. 1254–1324).

[339] Dante Alighieri (1265–1321).

[340] Francesco Petrarca (1304–1374).

[341] Giovanni Boccaccio (1313–1375).

[342] Flavio Gioia (13./14. Jahrhundert); er soll den Kompaß allerdings nur verbessert haben.

[343] Der Florentiner Lorenzo de' Medici, genannt il Magnifico, „der Prächtige" (1449–1492).

[344] Leonardo da Vinci (eigentl. Leonardo di ser Piero; 1452–1519).

[345] Der Machttheoretiker Niccolò di Bernardo dei Machiavelli (1469–1527).

Colombo[346] und Vasco de Gama[347] sowie der Florentiner Amerigo Vespucci[348] durch ihre Entdeckungen neuer Erdtheile und Seewege den Todeskeim in Venedigs und ganz Italiens Handel legten, sang vor den Thüren in Magdeburg und Eisenach ein armer Schüler, der die Alleinmacht Roms über die christliche Welt vernichten und damit die andere Quelle des italienischen Reichthums zur Hälfte verschütten sollte. Noch aber strotzte der Ueberfluß und gestattete dem 16. Jahrhunderte die Ehre der höchsten Kunstblüthe. Nicht nur Ariost[349] und Torquato Tasso[350] gehören ihm an, sondern Raphael, der die römische Malerschule, Correggio[351], der die lombardische, Michel Angelo[352], welcher die florentinische, und Titian[353], welcher die venetianische Schule stiftete. Auch der Erbfeind aller Finsterniß, die periodische Presse, trat 1536 zu Venedig mir der ersten europäischen Zeitung in's Leben. Das Ende dieser schönen aufsteigenden Zeit des italienischen Geistes bezeichnet die schwarze That des Pfaffenthums an dem großen Galilei[354]. Von da an ragen aus der allgemeinen Versunkenheit erhabenere Namen gar einzeln, wie Guido Reni[355] und Dominichino[356] im 17. und Metastasio[357] im 18. Jahrhundert. Nur die Musik blieb dem italienischen Ruhme getreu. Alles Andere beugte sich und verlor sich vor Frankreich in Nachahmereien aller Art, oder sank fortan vor der nach jeder Völkerniederlage neu erstarkenden Priesterschaft in den Staub.

Folgt man dem Gange der italienischen Kulturgeschichte von Karl dem Großen bis zu Galilei nicht mit steigender Freude? Wir schauen darin die Ehre des Volks im reinsten Lichte, denn wer diese schauen will, muß die politische wie die Kirchengeschichte, die Thaten der Dynastien und der Geistlichkeit, aus den Jahrbüchern des Lebens und Wirkens der Völker streichen. Wer aber diese Großthaten des Volks zusammenstellt mit den gleichzeitigen Unthaten und Schandthaten der öffentlichen, einheimischen und fremden Gewalten in Italien, den wird Achtung und Bewunderung erfüllen vor einer Nation, die trotz alledem die höchste geistige Höhe zu erklimmen vermochte. – Um so beklagenswerther ist der gegenwärtige Zustand des Volks im größten Theile von Italien, namentlich im Kirchenstaate[358] und in Neapel. Die Intriguen des Auslandes, besonders der französischen Herrsch- und der englischen Gewinnsucht, der geistige und materielle Druck durch die unfähigen einheimischen Lenker und die geistliche Allgewalt der Priesterschaft sind auf die staatliche Entwickelung, auf die Literatur und auf das gesammte Volksleben von vorherrschendem Einfluß geblieben, und hauptsächlich dem letzteren Einfluß verdanken die italienischen Hochschulen das unerquickliche Bild, das sie, besonders den Universitäten Deutschlands, Englands und des germanischen Nordens gegenüber, zur Schau stellen.

Eine Ausnahme von dieser traurigen Regel macht Padua, unter den zwanzig Universitäten Italiens noch heute die vorzüglichste und die besuchteste. Kaiser Friedrich II.[359] stiftete sie im Jahre 1221. Im 16. und 17. Jahrhundert zählte sie oft gegen 8000 Studenten, im Jahre 1842 immer noch 1800 bei 57

---

[346] Christoph Kolumbus (ital. Cristoforo Colombo, span. Cristóbal Colón; ca. 1451–1506).

[347] Vasco da Gama, seit 1519 conde de Vidigueira (ca. 1469–1524).

[348] Der Navigator Amerigo Vespucci (ca. 1452–1512).

[349] Der Dichter Ludovico Ariosto (1474–1533).

[350] Der Dichter Torquato Tasso (1544–1595).

[351] Antonio da Correggio (eigentl. Antonio Allegri; 1489–1534).

[352] Michelangelo Buonarroti (eigentl. Michelangelo di Lodovico Buonarroti Simoni; 1475–1564).

[353] Tizian (eigentl. Tiziano Vecellio; zw. 1488 u. 1490–1576).

[354] Galileo Galilei (1564–1642).

[355] Guido Reni (1575–1642).

[356] Der Maler Domenichino (1581–1641).

[357] Der Dichter und Librettist Pietro Antonio Domenico Bonaventura Trapassi, Pseud. Pietro Metastasio (1698–1782).

[358] Siehe hierzu S. 12, Anm. 33.

[359] Friedrich II. (1194–1250), seit 1198 König von Sizilien, ab 1212 römisch-deutscher König und von 1220 Kaiser des Heiligen Römisches Reiches Deutscher Nation.

Professoren. In Folge der Theilnahme der akademischen Bürger an dem Februaraufstande 1848[360] wurde die Universität geschlossen und erst im Jahre 1850 wieder eröffnet. Die Einrichtungen, Anstalten und Sammlungen derselben kommen an Trefflichkeit und Reichthum den entsprechenden der größeren deutschen Hochschulen nahe; die medicinische Fakultät ist die vorzüglichste Italiens und zeichnet sich noch durch das besondere Recht aus, daß sie nicht bloß protestantischen Ausländern, sondern auch Juden und Türken den Doktorhut ertheilen darf. Die Sternwarte befindet sich auf dem 130 Fuß hohen Thurm des alten Schlosses, in welchem einst Ezzelino[361], der berüchtigte Tyrann von Padua, seine Verbrechen büßte. Die öffentlichen Bibliotheken der Stadt umfassen über 180,000 Bände. Das Universitätsgebäude, wunderlicher Weise *Palazzo del Bo* (Ochsenpalast) genannt, nach Einigen von Palladio, nach Andern von Sansovino[362] erbaut, ist eines der schönsten und prächtigsten Italiens.

Virgilius[363], der römische Epiker, schreibt die Gründung von Padua dem trojanischen Helden Antenor[364] und seinen landflüchtigen Gefährten zu; diese Dichtung deutet wenigstens auf ein sehr hohes Alter der Stadt hin. Auch schicksalreich ist sie, wie das ihre Größe, Wichtigkeit und Lage nicht anders erwarten läßt. Griechen, Römer, Gothen, Hunnen, Longobarden, Franken, das deutsche Reich, einheimische Tyrannen und Dynasten (am längsten das Haus Carrara), Venetianer, Franzosen und Oesterreicher waren nach einander und sogar abwechselnd Feinde oder Herren, Zerstörer oder Neubegründer der Stadt. Noch heute gehört sie zu den größten und wichtigsten des österreichischen Italiens[365]. Sie hat über zwei Stunden[366] im Umfang, zählt gegen 55,000 Einwohner und liegt im fruchtbarsten Theile des Po-Gebietes, im Paradiese Oberitaliens. Zwar sind die meisten Straßen schmal und schmutzig, doch hat man zu beiden Seiten solcher Straßen die Erdgeschosse der Häuser in einer Breite von 6–12 und mehr Fuß zu Bogengängen eingerichtet, die Winter und Sommer dem Fußwanderer zur großen Wohlthat gereichen. Prachtvolle öffentliche und Privat-Paläste (Rathhaus mit ungeheuerem Saale, Theater und Amphitheater, Kaffeehaus Pedrocchi et.), Thore, Brücken über den Bacchiglione, 96 kuppel- und thurmreiche Kirchen (Kathedrale, St. Antonio, Sta. Justina, Sta. Annunziata etc.) und herrliche öffentliche Plätze machen auch das äußere Erscheinen der Stadt zu einem imponirenden.

Der größte, interessanteste und Padua als die Stadt der Wissenschaft am würdigsten charakterisirende Platz ist der Prato della Valle. In der Mitte desselben umgibt ein in Quader gefaßter Kanal eine ovale Insel von 528 Fuß Länge; beide Ufer des Kanals sind mit ungefähr 80 überlebensgroßen Bildsäulen berühmter Männer geschmückt. Ich war nicht wenig erstaunt, beim Gang zwischen diesen ehrwürdigen Reihen hin plötzlich vor – Gustav Adolf[367] zu stehen. Dieses unverhoffte Zusammentreffen mit dem großen gekrönten Ketzer in der Schutzstadt des heiligen Antonius sagte mir deutlicher, als es jetzt dort gesagt werden darf, welch hoher und freier Geist in glücklichen, helleren Tagen einst hier gewaltet hat.

---

[360] Am 8. Februar 1848 war in Padua ein bewaffneter Aufstand ausgebrochen, der jedoch von den österr. Truppen niedergeschlagen wurde.

[361] Ezzelino III. da Romano (1194–1259), ghibellinischer, also kaisertreuer Feldherr, seine Grausamkeit fand ihren literarischen Niederschlag u. a. bei Dante, Lessing und Eichendorff.

[362] Weder Andrea Palladio (eigentl. Andrea di Pietro della Gondola; 1508–1580) noch Jacopo Sansovino (eigentl. Jacopo Tatti; 1486–1570) werden heute mit den Baulichkeiten der Universität von Padua in Verbindung gebracht.

[363] Der röm. Dichter Publius Vergilius Maro (70–19 v. Chr.).

[364] Antenor (griech. Ἀντήνωρ, Antḗnōr) war nach der Überlieferung des Homer (griech. Ὅμηρος) einer der weisesten unter den greisen Trojanern.

[365] Infolge des ersten Pariser Friedens vom 30. Mai 1814 gelangte Padua, nun als Teil des künftigen Königreiches Lombardo-Venetien (ab 1815), erneut in den Besitz Österreichs, dem es schon einmal im Frieden von Campo Formio vom 17. Oktober 1797 zugesprochen worden war. Mit dem Wiener Frieden vom 3. Oktober 1866 kam Padua mit Venetien dann endgültig an das Königreich Italien.

[366] 1 Wegstunde/Post- oder geometrische Stunde = ½ Meile = 12703 Fuß (bayr.) = 3707,49 Meter. Bei Joseph Meyer wurde sie allerdings auch häufig mit ca. 7,5 km angesetzt.

[367] Gustav II. Adolf (1594–1632; gefallen), seit 1611 König von Schweden. Die Statue des Schwedenkönigs war im Auftrag des schwed. Königs Gustav III. (1746–1792) aufgestellt worden, da Gustav Adolf in Padua studiert hatte.

PADUA

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildburghausen. Eigenthum d. Verlegers.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 133-135.

Die Viamala[368] in Graubünden.

Eine Rheinreise! Nicht die am alt, groß und breit gewordenen Strome, nicht von Mainz nach Köln, der Modetour aller Flitterwöchner, Ferienzügler, Engländer und Harfenmädchen höherer Ordnung, sondern ein Gang mit dem Kinde von da an, wo es das Laufen gelernt hat.

Der Rhein kommt aus dem Paradiese. Wer das nicht glaubt, frage die Bündtner des Rheinwaldthals. Die einsame Stätte zwischen wilden Urgebirgstrümmern, wo, mit Moos und Flechten ärmlich geschmückt, die Wiege steht, in welcher die Adula, deren Eiszackenkrone 10,000 Fuß hoch in den Wolken glänzt, den Säugling nährt, ist in der kurzen Zeit des höchsten Sommers von italienischen Hirten bewohnt, deren Aeußeres die Bündtner verleitete, das erste Bettchen des Rheins im Paradiese zu sehen. – Im Dorfe Splügen*)[369] betrat ich die erste Rhein-Brücke. Stahlblau springen die Wellen des Bachs über das dunkle Gestein. Frische Wiesgründe drängen sich an ihn hinan, schlanke Tannen rauschen mit ihm um die Wette, und neckische Felsblöcke und Baumstämme, die den Kleinen im Laufe aufhalten oder gar fangen wollen, erregen seinen ersten Zorn. Derweil wächst der Bub' zusehends. Und es freut sich Alles darüber, denn die Felsen recken sich immer höher übereinander empor, um ihn zu sehen, die Lärchen und Tannen umstehen fast wälderweise seinen Weg, Berge und Hügel stecken über ihn wonneblickend die Köpfe zusammen, und die ragenden Gletscher schauen theilnehmend dazwischen herab zu dem Knaben, zu dessen Ernährung und angemessener Erziehung auch sie ihre Beisteuer geben.

Wenn wir die erste Ruine der Ritterburgen des Rheins, bei der alten Schamser-Straße am hohen Kalkberg, nicht mehr sehen, so sind wir bald an der Stelle, wo die schöne Straße, von kühner Menschenhand gebaut, sich vom Rheine trennen muß, so gefährlich wird sein Gang. Die Natur bereitet uns durch eine mächtige Felsenpforte auf die Schauer vor, die hier zu erleben sind. Gleich hinter derselben öffnet sich die Schlucht der Rofflen, deren wildeste Partie auch die „innere Viamala" genannt wird. Im Zickzack abwärts windet das graue Gestein mit immer tiefer und schroffer abstürzenden Wänden und immer trotziger aufgestemmten Zacken und Brocken den Weg für den jungen Riesen. Es wird ihm zu enge, er brüllt vor Wuth und schlägt um sich und schnappt nach Luft, daß der Schaum ausspritzt an seine Kerkermauern. Aber vergeblich. Er muß sich fügen. Wo er am schlimmsten zu toben beginnt, führt uns die Straße ab von ihm. Man hört nur noch sein Grollen, immer tiefer herauf, während wir selbst nur wenig abwärts steigen. Plötzlich donnert er wieder vor uns. Eine mächtige Brücke überspannt ihn in Einem Bogen, und hier begrüßen wir den ersten großen Rheinfall. Er hat's gewagt, und je tiefer der Sprung, desto höher ist fortan seine Lust, und die Rofflen sorgen dafür, daß er sie wacker büßen kann. Jetzt senkt sich auch die Straße oft steil in die Tiefe, und links verläßt uns das Donnern des Rheins nie. Ueber hundert furchtbare Stufen führt sein Weg in den Abgrund, immer mächtiger stürmt er einher, verstärkt durch frische Genossen, und immer herrlicher glänzen ihm Aug' und Kleid. Bald sehen wir ihn dahin jagen auf glattem Gestein, im smaragdenen Gewande, verziert mit blüthenweißen Spitzen, bald rafft er sich zum Sprunge auf und stürzt, blinkend im stählernen Panzer und schaumbedeckt, von Fels zu Fels, bald ruht er aus im tiefen stillen Grunde und in seinem blauen Auge spiegeln sich die freudig nickenden Tannen, die grünen Hügel, die schwarzen Felsen und die sonnigen Häupter der Berge. Dazu klingt prächtig das „gutten Tack!" der rothbäckigen Gesichter! Wie urkräftig und kerngesund steht und geht da Alles! Und wie stolz und fest tritt der Fuß auf und wandelt der ganze Mensch dahin auf dem Boden der Freiheit!

---

[368] Rätorom. veia mala, schlechter Weg.

[369] *) Vgl, den Art. Die Splügenstraße, Bd. XVIII, S 12.

Die überraschenden, bezaubernden, entzückenden Gebirgsbilder erhalten auf dieser Wanderung Aug' und Seele so in fortwährender Aufregung, daß es unmöglich ist, das Einzelne hier nur namentlich aufzuführen, geschweige zu schildern.

An einem der schönsten Punkte verlassen wir die Rofflenschlucht. Die Straße führt in vielen Windungen abwärts durch einen lustigen Wald, dann auf hoher Brücke über den Averser-Rhein, der, vom Gebirg herabstürmend, sich mit in die Rofflen stürzt, und endlich rechts in weitem Bogen an dem lieblichen Alpendorf und der Ruine Bärenburg vorüber hinab in das heitere, vom nun doppelt starken Rhein in breitem Bette durchströmte dörfer- und burgenreiche Schamserthal. Wir eilen durch die schönen Orte Andeer und Zillis, deren Bewohner dem Sprachstamme der Romanen angehören („Bon' dies!" lautet der Gruß der Leute) und gelangen nun zur eigentlichen Viamala.

Zwischen dem Müttnerhorn und dem Piz Beverin (8400 Fuß hoch) geht, wie durch Erdbeben gesprengt, ein Felsenspalt, oft nur einige Klaftern[370] breit, aber von 6–800 Fuß Tiefe, durch welchen der Rhein seinen Weg aus dem Schamser- in das Domleschger-Thal fand und dem schon die Römer den Namen (via mala, schlimmer Weg) gaben. Durch diesen Spalt kriecht eine Fahrstraße! Hoch am Fels windet sie sich hin, so daß der Rhein oft 4–500 Fuß tief unter ihr in einem Bette wüthet, welches auf große Strecken ewige Finsterniß umfängt. Dreimal mußten den furchtbaren Abgrund Brücken mit Einem Bogen überspringen, da diesseits dem Vordringen der Straße jede Möglichkeit abgeschnitten war. Hunderte von Arbeitern fanden bei diesem Bau ihren Tod. Der Strom hat in seiner grauenvollen Tiefe das Gestein so ausgehöhlt, sich so tief hineingefressen, daß sein immer donnernder Gang an einzelnen Wegstellen nicht einmal zu hören ist. Da, wo er auf kurze Strecken dem Auge sichtbar wird, erscheint er, wie seine Arbeit und seine Umgebung es bedingt, bald unheimlich dunkelgrün, bald stahlgrau und bald ganz zu Schaum und Gischt zerpeitscht. Und will auf diesem Pfade des Grauens der Blick aus dem schwindelnden Schlunde sich zum blauen Himmel erheben, so sieht er zu seiner Rechten und Linken die Felsenwände senkrecht, ja überhängend noch Hunderte von Fußen emporstarren, die ihm vom Himmel nur einen schmalen Streifen, aber damit gerade genug schauen lassen, um die Sehnsucht nach einem freien Ausblick erst recht lebendig zu machen. Ungefähr 500 Schritte hinter der letzten dieser Brücken erweitert sich die Schlucht ein wenig und wir kommen an einigen Häusern des Dorfs Rongella vorüber. Hier sehen wir den Rhein endlich wieder. „Flüchtig und heulend stürzt er hervor, als flöhe er vor den Schrecken dieser Einöde entsetzt davon, um in dem reizenden Thale von Thusis auszuruhen."[371] Die Straße windet sich von da links an der Felswand steil hinan, eilt durch eine Gallerie, welche in einer Höhe von 300 Fuß über dem Rhein durch den senkrechten Felsenvorsprung gehauen werden mußte, und nähert sich, endlich den tröstlichen Blick auf das lachende Thusis gewährend, den beiden Riesenwächtern des verlorenen Lochs. So heißt dieser letzte Theil der Schlucht von Rongella an. Die Riesenwächter aber sind der 600 Fuß hoch senkrecht aufsteigende Fels der Burg von Hohenrhätien und sein Nachbar gegenüber am Piz Beverin.

Der Gegenstand unseres Bildes ist die mittlere der Viamalabrücken. Die Höhe ihres Bogens über den gewöhnlichen Wasserstand des Rheins beträgt 480 Fuß. Deshalb gilt sie für die höchste Brücke Europa's. Ihr zunächst stehen die Brücke von Ronda über den Guadiaro im spanischen Königreich Granada, die Albulabrücke bei Solis[372], die Teufels-[373] und die Pantenbrücke[374]. Das Ueberschwemmungsjahr 1834 hatte den Rhein so angeschwellt, daß, trotz der ungeheueren Höhe der Brücke, der Schaum der wüthenden Fluchen bis an ihren Bogen emporspritzte.

In Thusis, wo der keuchende Rhein aus seinem Höllenthore hervortritt, um, mit Nolla und Albula fröhlich verbunden, die ersten Spuren eines gesetzteren, großartigen Lebenswandels zu zeigen, indem er sich zum Floßtragen rüstet und schon stattliche Inseln bildet, in Thusis steht der Wanderer am Fuß des schönsten Bergs der Welt, des Heinzenbergs, an welchem der erste Rheinwein wächst.

---

[370] 1 Schweizer Klafter (zu 6 Fuß à 0,30 m) entspricht exakt 1,80 m.

[371] Zitat aus Heinrich Beitzkes (1798–1867) Werk „Die Alpen. Ein historisch-geographisches Bild […]" (Goldberg: C. F. Post 1843), S. 222.

[372] Ebenfalls in Graubünden gelegen.

[373] Hier ist wohl die Teufelsbrücke über die Schöllenenschlucht im Kanton Uri gemeint.

[374] Im Kanton Glarus.

Dies, nicht die 22 Dörfer und 20 Burgen und Ruinen des Domleschgerthals, zwingt uns, hier den Schluß unserer Rheinreise zu machen. Wir haben die erste Rheinbrücke überschritten, die erste Rheinburg gesehen, den ersten Rheinfall bewundert, nun stehen wir vor dem ersten Rheinwein, und da wollen wir bleiben.

VIA MALA
(GRAUBÜNDTEN)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn.

Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 137-144.

Louisville.

Vor mehreren Jahren, als noch die Gallerie der Art-Union[375] in Newyork bestand, wurde vorzugsweise die Aufmerksamkeit der Besucher von einem Bild angezogen, welches durch die intensiv nationale Bedeutung seines Gegenstandes, durch die wunderbare Energie und Naturfrische seiner Auffassung und die geniale Freiheit in der Ausführung sich auf eine in die Augen springende Weise vor den zahlreichen umgebenden Werken konventioneller Kunst auszeichnete. Auf einer rauhen Felsfläche, dem Gipfel eines steilen Bergabhangs, ruht eine Truppe von Jägern, auf ihre Büchsen gelehnt, voll Staunen und Verlangen nach der weiten bewaldeten Thalebene hinausblickend, welche sich unter ihren Füßen öffnet. Zuvörderst ragt aus der Gruppe eine nervige bewegliche Figur hervor, deren gebieterische Haltung den Führer der Uebrigen bezeichnet. Er zeigt auf die Landschaft mit dem Ausdruck exaltirter Freude, der Wind lüftet das starke, wild gewachsene Haar von einer aus Energie und Entschlossenheit modellirten Stirne; sein rohes, nachlässiges Ledergewand, das frische Braun seiner Wangen und der unternehmende und entschiedene, aber auch seelenvolle und wohlwollende Ausdruck des wettergefurchten Antlitzes kennzeichnen den Jäger und Pionier, den Philosophen der Wildnißr [sic!], den Columbus der Wälder. Es ist Boone[376], wie er mit seinen Gefährten die fruchtbare Landschaft von Kentucky entdeckt, und der Strom, der in den Lichtungen der großen Waldebene sichtbar wird, ist der Ohio, da, wo jetzt Louisville steht.

Die früheste Geschichte von Kentucky, seit 1791[377] erst in die nordamerikanische Staatenfamilie aufgenommen, ist so sehr mit dem Namen, dem Schicksal und dem Charakter von Daniel Boone identificirt und Geist und Wesen des Pionierlebens haben dem Leben der Kentuckyer ein so eigenthümliches verwandtes Gepräge aufgedrückt, daß unser erstes Bild aus diesem Land, selbst wenn es das Gewühl und den Glanz einer großen belebten Handelsstadt darstellt, uns unwillkürlich in die Wildniß zurücklockt, die vordem diese Stelle eingenommen, und uns zur Betrachtung der Zeit auffordert, welcher so wunderbare Wandlungen der Dinge ihre Entstehung verdanken.

Wir versetzen uns auf unserem Bild um hundert Jahre zurück, in das erste Erwachen eines Frühlingstags in der Wildniß. Mit dem ersten grauenden Morgenschein, der sich auf den Gipfeln der dichten Waldesnacht niederläßt, erhebt sich der Adler von seinem Horst, die schweigende Luft durchfurchend in immer sich verjüngenden Kreisen, bis er, ein kaum noch sichtbarer Punkt am Himmelsblau, hinter den Bergen verschwindet. Thautropfen befeuchten die langen Wimpern der Kiefer und die schwellenden Knospen der Hickory. Aus dem feuchten tiefen Moorboden sprossen Halme und Schlinggewächse durch die Decke der faulen Blätter und hörbar ist nur, in solcher Waldeinsamkeit, das Rascheln des flüchtigen Kaninchens und das Nagen des Eichhörnchens. Erst wenn die Sonne ihre Strahlen durch das geschlossene Blätterdach zwingt, beginnen dessen gefiederte Bewohner ihr Werk und begleiten es mit einem wirren Durcheinander von zirpenden und schwirrenden Tönen. Der Bär durchwatet furchtlos den Waldstrom, und das Elk, das von den herabhängenden Arsten Nahrung sucht, bläst seine Nüstern auf bei einem ungewohnten Geräusch aus dem nahen Rohrbruch, welches ein einzelner Mann, der seine nächtliche Lagerstätte verläßt, verursacht. Mit der Wolldecke über dem Arm und der Büchse in der Faust,

[375] Die American Art-Union war 1839 in New York City gegründet worden mit der Maßgabe, auf der Grundlage von Subskriptionen seiner Mitglieder, Ausstellungen, den Erwerb und die Verlosung von Kunstwerken zu ermöglichen, um auf diese Weise den nicht besonders ausgeprägten amerik. Kunstsinn zu befördern; besagter Kunstverein wurde 1853 aufgelöst.

[376] Der amerik. Pionier und Jäger Daniel Boone (1738–1820).

[377] Kentucky wurde am 1. Juni 1792 in die Union aufgenommen.

nähert er sich dem Bach, in dem er Kopf und Nacken badet, bricht sich Bahn durch das verwachsene Dickicht ringsum und erklimmt einen steinigen Vorsprung, auf dem unter dem Schatten alter Eichen eine rohe, aber fest verwahrte Hütte steht. Bald lodert vor deren Eingang ein Feuer, an dem ein Stück von einem Wild auf einer frisch vom Baum geschnittenen Gabel schmort. Der Mann knetet auf einem Stein seinen Reismehlkuchen und untersucht dann sorgfältig das Schloß an seiner Büchse. Nachdem sein Mahl, das Entbehrung, Hunger und Morgenluft gewürzt, vorüber, verschließt er, so gut als thunlich, den Eingang zu der Hütte und schlendert durch die Wildniß. Sinnend schweift sein Auge von der wilden Blume zu seinen Füßen auf nach den fernen Berghöhen. Bald bleibt er bewundernd vor einem majestätischen Waldriesen stehen, bald späht er einem Thiere nach, das vor dem ungewohnten Eindringling zurückschreckt, oder er schnitzt mit seinem Gürtelmesser, in Gedanken versunken, an einem Span vom Sassafras[378]. Wie der Tag höher steigt, dringt er weiter in die Tiefe des Waldes. Jede Form vegetabilischen Lebens, von den riesigen Farren bis zur zarten Weinrebe, die mannigfaltige Bauart der Baumgattungen, die Laute und Bewegungen des Wildes und der Vögel, flößen seinem Geiste die Empfindung der innigsten Freude, Liebe und Verehrung für die grandiose, ihn umgebende Natur ein, und erfüllen ihn mit einer solchen Stärke des Selbstbewußtseins, wie ihrer der Mensch unter Menschen nimmermehr fähig ist. In jedem Nerv und jeder Ader fühlt er den Hochgenuß der unbegrenzten Unabhängigkeit, den er mit keiner der Wohlthaten eines civilisirten Lebens mehr vertauschen mag. so oft auch seine Seele in Erinnerungen an dasselbe sich ergeht. Ermüdung und Hunger, oder die tiefer werdenden Schatten des sinkenden Tages ermahnen ihn endlich, seine Schritte zurück zu lenken. Ein wilder Truthahn liefert ihm ein leckeres Mahl und beim Wachtfeuer sitzend, unter dem sterneleuchtenden Firmament, erwartet er, vertrauend auf den Schutz der Einsamkeit, Ruhe und Stärkung für seine ermüdeten stahlharten Glieder.

Doch gleiten nicht alle Tage so ungestört, wie der beschriebene, hinab im Waldleben unseres Pioniers. Mit dem Frieden paart sich gar oft der Schrecken, und der Schatten ungeahnter Gefahren schwebt über dem an ziehenden Bild der Blockhütte und des Lagerfeuers in der Gestalt eines grausamen, unversöhnlichen Feindes, reißender Bestien, oder von Krankheiten und Kampf mit den Elementen. Der Pionier, im Dickicht schlafend oder dem Pflug folgend oder mit seinem frugalen Mahl beschäftigt, ist so häufig das Ziel einer verräterischen Kugel, und jeden Augenblick muß er gewärtig sein, von der Stätte seiner ruhigen Beschäftigung zu einem Kampfplatz entboten zu werden, um das Eigenthum seines Nachbars zu retten oder einen gefährdeten Außenposten der Ansiedelung zu vertheidigen. In solcher Uebung schärfen sich die Sinne, der Geist bleibt wachsam und ein ritterlicher Stolz erfüllt die Seele; je größer die Entbehrungen und je ferner die Elemente der Kultur, um so stärker wächst das Selbstvertrauen zur eigenen Kraft und das Bewußtsein der eigenen Manneswürde. Und mehr als alles Andere ist es diese Fülle edler Empfindungen, welche der Mensch an den Brüsten der ursprünglichen Natur einsaugt, die einen Boone, Audubon[379], Bonpland[380] aus den Armen einer verweichlichenden Civilisation hinaus in die Wälder lockte und sie, nach dem Gesetz eines unwiderstehlichen Naturdrangs, auf die Spuren der Forschung, Entdeckung, der Abenteuer und Wagnisse führte. Aeußert sich dieser Drang doch auch bei uns in der Passion der Seefahrer, Jäger, Touristen, Bergsteiger und Landbauer; in Amerika kommt er noch entschiedener und häufiger zum Ausdruck bei den Vielen, welche freiwillig sich Expeditionen nach den Felsengebirgen, Karavanen nach Oregon und Kalifornien, oder Entdeckungsreisen nach den noch unerforschten Wäldergebieten von Mittel- und Südamerika anschließen, aus keiner andern Absicht, als eben dem Drang nach innigem und ausschließlichem Verkehr mit einer an großartigen und erhebenden Eindrücken fruchtbaren Natur.

Wer an deren mächtiger Wirkung zweifelt, vergleiche das Gebahren unserer künstlichen Kulturmenschen mit solchem Sohn der Natur, den gespreizten Ton oder die fade Gedankenarmuth einer fashionablen Salonunterhaltung mit der frischen Heiterkeit und dem sprudelnden Gedankenquell lebensmuthiger und unternehmungslustiger Gefährten am Wachtfeuer, die nervigen Sehnen und die gebräunte Haut eines Pioniers mit dem schleichenden Puls und der fahlen Gesichtsfarbe eines Exquisiten der

[378] Der Fenchelholz, oder Nelkenzimtbaum (Sassafras albidum).

[379] Der amerik. Ornithologe und Maler John James La Forest Audubon (1785–1851).

[380] Der frz. Naturforscher Aimé Bonpland (eigentl. A. Goujaud; 1773–1858).

Hauptstadt, und es scheint, als ob der Born ewiger geistiger, wie körperlicher Jugend noch in dem Urwald flösse. –

Monate hatte Boone schon so verlebt, seit sein Bruder[381] ihn verlassen, um von entfernten Niederlassungen Proviant und Munition zu holen. Die Indianer, deren Jagdgründe er betreten, hatten ihn indeß eifersüchtig belauert; während er ohne fremde Hülfe war, überfielen sie ihn in seinem verborgen geglaubten Waldwinkel und machten ihn zum Gefangenen. In solcher Lage aber zeigt sich der Charakter des Pioniers in einer neuen Phase. Die Seele, die so lang und innig mit einer großartigen, ungezähmten Natur verkehrte, hat den Werth und die Potenz ihrer Selbsthülfe genugsam kennen gelernt und ist im Selbstvertrauen wunderbar erstarkt. Haben doch schon die Propheten des Alterthums darum die Wüste aufgesucht, um sich Stärke des Charakters und Kraft der Ueberzeugung zu holen, sowie der Muth und die Kühnheit von Jägern und Seefahrern sicherlich der Gewinn eines harten und isolirten Lebens sind.

Boone war ein ausgezeichneter Jäger. Sein überlegenes Geschick und seine Kühnheit erzwangen ihm so sehr die Achtung seiner wilden Feinde, daß diese sich scheuten, ihm Gewalt anzuthun, und mehr als einmal durchkreuzte er ihre blutigen Anschläge oder begegnete ihnen auf dem Schlachtfeld mit solcher kalten Unerschrockenheit und Gewandtheit des Handelns, daß er ihnen mir übermenschlichen Kräften begabt erschien. Wieder und immer wieder sah er seine Gefährten unter den Tomahawks der Rothhäute fallen, seine Tochter[382] wurde ihm aus seiner eigenen Wohnung entführt, sein Sohn[383] fiel vor seinen Augen im Kampf mit Indianern, die ihre Ansiedelung in Kentucky ihnen streitig machten, sein Bruder[384] und seine treuesten Freunde blieben als Opfer von deren Feindseligkeit und Grausamkeit, nur an sein Leben wagten sie sich nicht, so oft er auch in ihre Gewalt fiel, eine Unverletzlichkeit, in der er sich durch seine seltene Erfahrung und sein außerordentliches Talent in Beherrschung des Indianer-Charakters erhielt.

Nun noch zur Kehrseite unseres Pionierlebens. Fünfzig Jahre später finden wir an dem Ufer des Missouri ein Paar einsame, ärmliche, rohe Hütten; in einer derselben liegt die ehrwürdige Gestalt des tapfern Jägers auf hartem Lager ausgestreckt. Im Bereich seiner Hand bratet wieder ein Bissen Wildfleisch, um den Ladestock seiner Büchse gewunden, am Feuer. Er ist wieder allein, nur die umgebenden Hütten werden von seinen überlebenden Nachkommen bewohnt. Mit den Locken des 90jährigen Pioniers ist auch die Lebenskraft am Erbleichen, so wenig die Kühnheit und Beweglichkeit des Blicks es auch zugestehen wollen. Der alte Jäger wollte von den Landgesetzen,, die seiner Einwanderung nach Kentucky bald folgten, seinem Jagdrevier keinen Zwang vorschreiben lassen und, gestört von dem Vorschreiten der Civilisation in den Gegenden, welche er in ihrer primitiven Schönheit entdeckt und kennen gelernt hatte, wanderte er hierher, fern vom Schauplatz seiner Mannesthaten und dem Staate, den er gegründet, um in dem Geiste der Freiheit und der Liebe zum Wagen und Jagen, in dem er gelebt, auch zu sterben. In Stunden der Ermüdung und Krankheit, wie sie auch ihm das Alter nicht ersparte, richtete er seinen eigenen Sarg zusammen. Endlich fand man ihn todt im Wald wenige Schritte von seiner Hütte.

Erst 8 Jahre[385] sind es her, daß ein Trauerwagen, mit weißen Pferden bespannt und von Immergrün bekränzt, gefolgt von einem langen Zug Leidtragender, sich durch dieselbe Straße bewegte, welche unser Bild zeigt. Es war das zweite Begräbniß der Ueberreste von Daniel Boone, welche die Legislatur von Kentucky mit allen Beweisen öffentlicher Trauer und Verehrung beisetzen ließ. Erst dann hat man sich um die Geschichte des Merkwürdigen Mannes bekümmert. Ein Pennsylvanier von Geburt, war Boone frühzeitig nach Nord-Carolina ausgewandert. Kentucky scheint er zum ersten Mal um's Jahr 1769 besucht zu haben. Seine Entdeckung blieb in dem länderreichen Amerika unbeachtet, bis die Re-

---

[381] Entweder Edward (1740–1780) oder Squire Boone (1744–1815).

[382] Jemima Boone verh. Callway (1762–1834); sie war am 14. Juli 1776 mit einigen Gefährtinnen von Indianern geraubt worden, konnte jedoch kurz darauf von ihrem Vater befreit werden

[383] James Boone (1775–1773; ermordet) war am 9./10. Oktober 1773 von Indianern gekidnappt und zu Tode gefoltert worden.

[384] Edward (siehe hierzu S. 47, Anm. 381); er war am 6. Oktober 1780 bei einem Indianerangriff ums Leben gekommen.

[385] Die sterblichen Überreste von Daniel Boone (siehe hierzu S. 47, Anm. 376) waren im Jahre 1845 im Friedhof von Frankfurt, Kentucky erneut beigesetzt worden.

gierung 1775 große Strecken am Kentucky von den Cheronees[386] kaufte, um ihre Freiheitstruppen damit zu belohnen, und Boone's Kenntniß des von ihm entdeckten und erforschten Landes und seine Stellung zu den Eingeborenen . wie seine Kühnheit und Unbestechlichkeit so zu Ehren kam, daß er mit Abschluß des Kaufs und Vermessung des Landes betraut wurde. Der Pionier bahnte die erste Straße durch die Wildniß und errichtete sich ein Blockbaus, das bald der Mittelpunkt einer Kolonie und der Keim eines blühenden Staates wurde, auf dem Platz der jetzigen Stadt Boonesborough. Als er seine Familie dahin übersiedeln wollte, gerieth er mit Indianern in Kampf, bei dem ihm seine beiden jüngsten Töchter entrissen wurden, und mußte sich nach den nächsten Niederlassungen zurückziehen. Dennoch erzwang und befestigte er noch im selben Jahr seinen Aufenthalt in dem Land. Im Jahr 1778, während er mit 30 seiner Begleiter beschäftigt war, Salz zu bereiten, wurde er gefangen, seine Unglücksgefährten aber führte man nach Detroit, um ausgewechselt zu werden. In seiner Gefangenschaft war er Zeuge großartiger Rüstungen der vereinigten Indianerstämme gegen die mehr und mehr sich ausbreitende Kolonisation von Kentucky. Es gelang ihm, zu entkommen, um noch zeitig die Bedrohten warnen und ihre Vertheidigung anordnen zu können. Neun Tage lang wurde er im Fort von Blue Licks[387] von 500 Indianern belagert[388], und nur seiner unerschrockenen Führung der Vertheidigung hatten die schwache Garnison und die unter ihren Schutz geflüchteten Ansiedler ihre Rettung zu danken. Erst im Jahr 1783 nach dem Friedensschluß mit England wurden die Feindseligkeiten der Eingeborenen nachdrücklich zum Schweigen gebracht und war es dem rastlosen Pionier vergönnt, die Freiheit, Sicherheit und Civilisation des Landes, um welches er so lange den Kampf mit der Wildniß, den Bestien und Wilden bestanden hatte, befestigt und garantirt zu sehen. Die Regierung zeichnete ihn später aus mir dem Kommando der sämmtlichen Grenzstationen und der Verwaltung des Indianer-Departements. Immer aber blieb es sein größter Stolz, daß die ersten weißen Frauen, welche an den Ufern des Kentucky standen, sein Weib[389] und seine Töchter waren und daß von seiner Axt der erste Baum fiel, der die Schwelle zu einer dauernden Ansiedelung des Staates bildete.

Aber auch die intellektuelle Bildungsstufe des Staats und der Charakter seiner Bewohner fanden in Boone ihren Begründer und im Pionier ihren Typus, der sich in keinem anderen Theile Nordamerika's so individuell aus geprägt hat.

Kentucky, seit Jahrhunderten nur bekannt als Jagdrevier und Kampfplatz wilder Stämme, die sich um seinen Besitz bekriegten, ward im Jahr der Unabhängigkeits-Erklärung[390] Virginien als County einverleibt und mit zahlreichen Forts zum Schutz der Ansiedler besetzt. Diese Befestigungen und die Grenzlage des Landes machten es während des englisch-französischen Kriegs[391] und der Freiheitskriege[392] zum Schauplatz vieler blutigen Scenen. Nach deren Beendigung erfolgte ein Landgesetz, welches Schaaren von Einwanderern über die Grenzen führte und die Spekulation in den gepriesenen Ländereien zu einem hitzigen Fieber anfachte. Mit einem Mal war aus einem primitiven und dünnbevölkerten Ansiedler-Territorium eine Arena für Habgier, Streit und Gewaltthat geworden. Die Konflikte der Landspekulanten wurden von feilen Advokaten genährt, gesetzlose Abenteurer erfüllten die Grenzdistrikte mit ihren Missethaten und das Lynchgesetz suchte vergeblich der allgemeinen Unsicherheit von Gut und Blut Einhalt zu thun. Dabei war die politische Stellung Kentuckys ohne ihres Gleichen. Abhängig von einem Staat, der unfähig war, die Grenzen vor den Einfällen der Indianer zu schützen, fast mit seiner ganzen künftigen Prosperität auf den großen Strom angewiesen, der seine nördliche Gren-

[386] Recte: Cherokees.

[387] Daniel Boone (siehe hierzu S. 47, Anm. 376) hatte hier Anfang Oktober 1780 Angriffe der benachbarten Indianerstämme zu bestehen, als er mit seinem Bruder Edward (siehe hierzu S. 47, Anm. 384) Salz zubereitete.

[388] Bei der hier erwähnten 10-tägigen Belagerung durch Indianer handelt es sich um die von Boonesbourough, die am 7. September 1778 begann.

[389] Rebecca Bryan (1739–1813), die Daniel Boone (siehe hierzu S. 47, Anm. 376) am 14. August 1756 geheiratet hatte.

[390] Vom 4. Juli 1776.

[391] Im Zuge des Siebenjährigen Krieges (siehe hierzu S. 22, Anm. 73), der sich als Franzosen- und Indianerkrieg (engl. French and Indian War; frz. Guerre de la Conquête) bis nach Nordamerika auswirkte.

[392] Siehe hierzu S. 22, Anm. 64.

ze bildete und in Gefahr war, einer fremden Macht anheimzufallen, von den ältern Schwesterstaaten durch das damals noch wilde Gebirge der Alleghanies getrennt, war es kein Wunder, daß treulose politische Abenteurer, wie Genet[393] und Aaron Burr[394], Kentucky als einen gedeihlichen Herd ihrer Anschläge betrachteten. Dennoch hat über alle diese Gefahren der Patriotismus, der ritterliche Sinn und die Einsicht seines Volks obgesiegt. Erst nachdem es vollständig die Angriffe von Außen zurückgewiesen und die Netze inneren Verraths zerrissen, wurde es von der mütterlichen Regierung als großjährig erklärt und am 4. Februar 1791 in die Union aufgenommen. – Aus diesem geschichtlichen Umriß läßt sich leicht entnehmen, durch welche bunte Elemente der Charakter des amerikanischen Westens seine eigenthümliche Färbung erhalten hat. In höchster Potenz ist er ohne Zweifel bei den Kentuckyern vertreten und illustrirt an ihrem Beispiel am besten den weiten Abstand amerikanischer von europäischer Civilisation. Im Norden ist solche wesentlich gemodelt von dem kosmopolitischen Einfluß der Seeküste, im Süden durch ein Klima, welches eine Verwandtschaft seiner Zustände mit denen derselben Breitengrade anderswo bedingt, aber im Westen und vor allem in Kentucky finden wir den Grund der gesellschaftlichen Existenz von Jägern und Pionieren gelegt, deren Liebe zu den Wäldern, deren Gleichheit in den Bestrebungen, in der Pflege der Jagd und des Ackerbaues, und deren Isolirung von allen Formen und Geboten des Herkommens zusammenwirken, um ein gemeinschaftliches Gefühl der Unabhängigkeit, Stärke im Willen, Geradheit und Offenheit im Streben und einen frischen und unternehmungskühnen Geist zu nähren. Die Leichtigkeit und Freiheit des geselligen Verkehrs, die Anwartschaft auf unbeschränkten Gewinn, die freie Bahn für jedwede Charakter-Entwickelung, haben eine edel geeigenschaftete Raçe erzogen, und wollen wir sie uns in einer Figur vorstellen, so ist es Daniel Boone, welcher die Ehrenhaftigkeit, die Intelligenz und Ritterlichkeit des Staats in sich verkörpert.

Aeußerlich scheinen allerdings der fast alle Interessen in sich aufnehmende Handel, der durch die großartigsten Verkehrsmittel erleichterte Ideenaustausch und die allen Gliedern des weitläufigen Staatskörpers gemeinsame Durchfluthung politischer Bewegung den anfänglich schroffen nationalen Unterschied zu nivelliren, doch bleiben bei vielen Fragmenten der amerikanischen Bevölkerung, die traditionell an den Charakter-Eigenthümlichkeiten ihrer Vorfahren hängen, bei genauerem Eingehen Unterschiede der schlagendsten Art sichtbar. Die ersten Settlers[395] von Kentucky vereinigten mit dem einfachen und ehrlichen puritanischen Sinn der newyorker Kolonisten einen hohen Grad von Ritterlichkeit. Aus ihrer Vertrautheit mit der Gefahr, der Nothwendigkeit gegenseitiger Hülfeleistung und der anregenden Ausübung der Jagd entsprang ihnen eine Ader natürlichen Heldenthums. Die völlige Unbekanntschaft mit Geburts- und Vermögensunterschieden und der hohe Werth, welchen Geselligkeit da ein nimmt, wo die einzelnen Wohnplätze in weiten Entfernungen auseinander liegen, erzeugten dort eine Wärme und Gastfreundschaft im Verkehr, welche im Norden und Osten der Union unbekannt sind. Familienehre stand im höchsten Ansehn der Unverletzlichkeit; die Frauen, in der Freiheit der Natur und Abgeschlossenheit der Familie auf gezogen und an körperliche Abhärtung und Entbehrung alles Luxus gewöhnt, erlangten einen Sinn der Unabhängigkeit und eine Selbstständigkeit der Entwickelung, entgegengesetzt dem zahmen, schüchternen und uniform gestimmten Ton der Erziehung in den großen Handelsstädten. Fast alle Bedürfnisse lieferte die Arbeit der eigenen Hände, Sklaverei hatte vielmehr den Charakter des Patriarchenthums, der Brauch des Zweikampfs forderte für jede Ehrverletzung eine rasche, wenn auch blutige Sühne, und so erhielt der Kentucky-Gentleman frühzeitig die Begabung eines tüchtigen Jägers und ward mit den Ansprüchen an einen Mann von Ehre und Tapferkeit, im besten Sinne des Worts, vertraut. Solchen Ursachen muß der noch heut ritterliche Geist des Staates zugeschrieben werden.

Kentucky war von jeher der Wildeste und Ungebärdigste an der Tafelrunde der Konföderation; man muß bei ihm, dem in der Erziehung vernachlässigten jüngeren Kinde, den Fehlern und Tugenden

---

[393] Der frz. Diplomat Edmond-Charles Édouard Genêt (1763–1834); er hatte als frz. Gesandter im Jahre 1793 durch seine Versuche, die Neutralitätspolitik der USA zugunsten Frankreichs zu beeinflussen, eine diplomatische und politische Krise ausgelöst. Er galt allg. als politischer Intrigant.

[394] Aaron Burr (1756–1836), von 1801 bis 1805 3. Vizepräsident der Vereinigten Staaten von Amerika; er unterstützte zeitweise Edmont-Charles Genêt (s. o.) bei dessen politischen Ränkespielen.

[395] Engl., Siedler.

seines Alters und seines Schicksals Rechnung tragen. Gehärtet durch die langen Wachen an den Außenposten der Civilisation, während noch die wilde Katze in seine ersten Schulhäuser schlich und die Indianer in die zerstreuten Kornfelder einbrachen, wenig väterliche Anerkennung von dem Central-Gouvernement genießend, bewies es doch gegen dasselbe eine natürliche Loyalität des Herzens, verachtete die Intriguen eines Genet und Burr und ehrte die ächten Patrioten der Nation, wie Gallatin[396] und Fulton[397], als Taufpathen seiner Counties. Nachdem es das Fegefeuer der Indianerkriege, des Fiebers der Landspekulation, politischer Verderbtheit, ungewöhnlicher rechtlicher Bedrängnisse, verworrener Gesetzgebung und in deren Folge gänzlicher finanzieller Zerrüttung bestanden, hat es dennoch eine unabhängige und vorwärts schreitende Haltung bewahrt und repräsentirt den ächten amerikanischen Nationaltypus besser als irgend ein anderer Staat. Zwar ist seine Kultur nicht so verfeinert und sein gesellschaftlicher Ton nicht so geschmeidig, wie in den ältern Gemeinwesen, dagegen ist Kentucky die Pflanzschule ächten Patriotismus, der Tapferkeit und republikanischer Geradheit und Einfachheit. Sein größter Staatsmann, Henry Clay[398], in dem Adel seiner Gesinnung und auf der Höhe seines unbeugsamen Charakters, beleuchtet glänzend die Nationalität, deren Gründer und Pionier Boone gewesen, und die Freiwilligen von Kentucky, in den Feldzügen gegen England und Mexiko und den Kämpfen mit den Indianern, haben bis jüngst nicht verfehlt, ihr Erstgeburtsrecht in den Reihen der Tapferen zu behaupten.

So viel von Kentucky und den Kentuckyern. Was von Louisville zu sagen übrig bleibt, ist wenig. Es rangirt unter die amerikanischen Städte ersten Ranges, reichlich ausgestattet mit deren Zubehör von bedeutendem Handel, lebhafter Industrie, zahlreichen Kirchen aller Konfessionen, Universität[399] und Colleges, öffentlichen Bibliotheken, Banken, pennsylvanischen Gefängnissen, Märkten, wohlthätigen Anstalten und gelehrten Instituten. Der Ohio, bei Louisville ungefähr eine englische Meile[400] breit, bildet unterhalb der Stadt mehre der Schifffahrt hinderliche Fälle, und es verdankt der Platz dem Umstand, daß der Transport der Waaren und Dampfboote von hier aus per Eisenbahn und Kanal nach der anderen Seite der Fälle geschehen muß, zum großen Theil seinen bedeutenden Verkehr, andern Theils gilt er als das Handels-Emporium und der hauptsächlichste Ex- und Import-Hafen von Kentucky.

Im Jahr 1830 zählte Louisville 10,341 Einwohner. Der Census von 1853 giebt eine Ziffer von 51,7?6 an und seitdem ist die Bevölkerung weit über 60,000 gestiegen, eine Zunahme, die den Platz unter die überraschenden Beispiele von der wuchernden Ueppigkeit des amerikanischen Städtewesens reiht.

---

[396] Der zu Genf gebürtige amerik. Finanzminister Albert de Gallatin (1761–1849), der mit einer Amtszeit von 1801 bis 1814 als der längsamtierende Finanzminister der Vereinigten Staaten von Amerika gilt.

[397] Hiermit dürfte der amerik. Ingenieur Robert Fulton (1765–1815) gemeint sein, der allerdings ebensowenig mit Kentucky zu tun hatte wie Albert de Gallatin (s. o.).

[398] Der US-Außenminister Henry Clay (1777–1852), eins Mitglied des Repräsentantenhauses von Kentucky.

[399] Die 1798 gegründete University of Louisville.

[400] Siehe hierzu S. 30, Anm. 99.

LOUISVILLE

Aus d. Kunstanst. d. Bibli. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 149f.

Roznau[401].

Das österreichische Kronland Mähren[402] ist noch ein von der Heerstraße der Touristen so entlegener Theil unseres Vaterlandes, daß nur selten eine Reiseschilderung oder ein Bild daher uns zu Gesicht kommt, obgleich die landschaftliche Natur dort an grandioser Schönheit und reizender Mannigfaltigkeit den gepriesensten Gegenden Europa's beigesellt zu werden verdient und dem Künstler, Freund und Forscher der Natur, wenn er nur den Schleier von dieser fast noch *terra incognita*[403] zu lüften versuchte, eine reiche Fundgrube der interessantesten und überraschendsten Entdeckungen bieten würde. Umschlossen von einem Kranz natürlicher Mauern, den wild-malerischen Bergriesen der Karpathen, den Wald- und erzreichen Höhen der Sudeten und den böhmischen Grenzgebirgen, birgt es in seinem Kessel ein wahres Paradies der fruchtbarsten und anmuthigsten Thalbilder, die sich zwischen sanften Hügeln wiegen, groteske Felsengebilde, labyrinthische Höhlen und phantastische Grotten, schäumende Wildbäche und von der Göttin der Gesundheit geweihte Quellen entrollen sich in raschem Wechsel vor den Schritten des Wanderers, der Gewerbfleiß belebt die Thäler mit Dampf- und Wasserwerken, an den Anhängen steigen die Häuserstufen volkreicher Orte empor, Sage und Geschichte thronen auf burggekrönten Höhen, und über Wald und Flur hat die Fruchtgöttin das Horn ihres Ueberflusses ausgeschüttet. Die Eisenbahn, welche jetzt durch diesen großen Naturpark gelegt wird[404], verfehlt sicherlich nicht, an der Handhabe der materiellen Interessen auch die landschaftlichen Reize, zu denen sie den Weg bahnt, ihrem Versteck zu entreißen und künftig Schaaren von Vergnügen und Zerstreuung suchenden Pilgern nach Mähren zu führen, wie sie jetzt nach dem benachbarten Böhmen oder der sächsischen Schweiz wallfahrten.

In einer der quellenreichsten Gegenden Mährens gebettet, in einem weiten Thal der westlichen Ausläufer der Karpathen, liegt das Bad Roznau, ein Marktflecken von 3000 Einwohnern mährisch-wallachischer[405] Abkunft, deren Armuth und Bedürfnißlosigkeit sich auch da noch mit dem blockhausartigen Holzbau begnügt, der dem Ort fast das Aussehen einer steierischen oder tyroler Ansiedelung gibt. Der Ruf seiner Heilquellen ist von jüngerem Datum und die Badeliste versteigt sich noch nicht zu den hohen Ziffern ihrer böhmischen Schwestern, doch erinnern ein Paar nagelneue comfortable Hotels, noch junge englische Parkanlagen und steife Alleen und die geräuschvolle Esplanade[406], auf der sich vor dem Kurhaus allabendlich die Gäste bei einem gutbesetzten Orchester böhmischer Musikanten versammeln, daß auch das so idyllische Roznau die Koketterien seiner älteren Schwestern zu erlernen bemüht ist, um für sein Wasser die Gunst und das Gold der Fremden einzutauschen.

---

[401] Tschech./slowak. Rožnov pod Radhoštěm.

[402] Tschech./slowak. Morava.

[403] Lat., „unerforschtes Gebiet".

[404] Im Zuge des mit der 1837 Inbetriebnahme der ersten Teilstrecke betriebenen Baus der k.k. privilegierten Kaiser Ferdinands-Nordbahn (tschech. c. k. priv. Severní dráha císaře Ferdinanda) sowie der Bahnverbindung Wien-Brünn (tschech. Vídeň-Brno).

[405] Walachei ist eine veraltete Bezeichnung für Rumänien; zwischen dem 14. und 17. Jhd. hatten sich viele Walachen in dem Teil Mährens angesiedelt, das noch heute als Mährische Walachei (tschech./slowak. Valašsko) bezeichnet wird; auch sprachl. hat dort das Rumänische deutliche Spuren hinterlassen.

[406] Frz. f. l'esplanade, eine eingeebnete, als Schußfeld dienende freie Fläche vor einer Zitadelle; hier wohl im Sinne eines großen Platzes verwendet.

BAD RÖZNAU in MAEHREN

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildburgh.

Eigenthum d. Verlegers.